# Am Anfang – das Wort

Beuroner Einführungen zu den Sonntagslesungen des Lesejahrs B



Benedikt Schwank OSB

Foto auf der Titelseite: P. Benedikt Schwank OSB: Zweig eines Feigenbaums am 7. April 1967 auf dem Burgberg von Pergamon/Kleinasien.

Alle Fotos in diesem Band (ausgenommen Abb. 16) sind von Benedikt Schwank. Das Copyright hat der Verlag Walter de Gruyter: Benedikt Schwank (OSB), Images of the Biblical World. Archive Benedikt Schwank, Beuron; hrsg. von Wolfgang Zwickel: http://www.degruyter.com.view/db/lbw.

Die Einführungen zum Lesejahr A sind bereits online veröffentlicht unter: http://www.beitraege.erzabtei-beuron.de/download/Schwank\_Lesejahr-A.pdf Die Einführungen zum Lesejahr C sind in Vorbereitung.

Unter **www.beitraege.erzabtei-beuron.de** können Vorträge und Predigten von P. Benedikt Schwank online abgerufen werden.

**Prof. em. Dr. theol. Benedikt Schwank**, geb. 1923, trat nach mehreren schweren Verwundungen als Soldat im zweiten Weltkrieg 1946 in die Erzabtei Beuron ein. Als Mönch des Benediktinerordens studierte er in Maria Laach und Rom; von 1955 bis 2002 lehrte er als Professor für Neues Testament und Biblische Zeitgeschichte u.a. an der Theologischen Hochschule in Beuron, an der Hochschule für Philosophie in München und im ökumenischen Theologischen Studienjahr an der Dormitio-Abtei in Jerusalem. Er war Mitglied der Kommission, die von etwa 1962 bis 1972 die Einheitsübersetzung der Bibel für die deutschsprachigen Bistümer erarbeitete und erstellte gemeinsam mit Pastor Klaus Dietrich Fricke die "Loccumer Richtlinien" zur Schreibweise biblischer Namen im Deutschen.

**Dr. phil. Anne Thillosen**, geb. 1964, studierte Germanistik und Kath. Theologie in Bonn und Jerusalem. Sie war u.a. Koordinatorin des Graduiertenkollegs "Interkulturelle religiöse bzw. religionsgeschichtliche Studien" an der Universität Bonn und stellvertretende Leiterin der Stabsstelle E-Learning der Ruhr-Universität Bochum. Heute arbeitet sie am Leibniz-Institut für Wissensmedien in Tübingen.

#### Liebe Leserin, lieber Leser,

das Lesejahr B ist dem so spontan schildernden Evangelisten Markus gewidmet: Fast alle Texte der "Frohen Botschaft", die in diesem Jahr gelesen werden, stammen aus seinem Evangelium. Gleich für den 1. Adventssonntag wurde ein Wort Jesu gewählt, das uns voraussagt, wann alles zuende geht und wir mit ihm ewig leben werden – und mit demselben Text schließt auch dieses Lesejahr. Das von Jesus gewählte Bild vom Feigenbaum ist erstaunlich optimistisch: Nicht wenn dessen Blätter fallen, kommt das Ende, sondern wenn sogar bei dem im Vergleich zu anderen Bäumen "langsamen" Feigenbaum die Knospen schwellen, beginnt das Eigentliche, das Leben mit Christus.

Mit dem Nachdenken über dieses Bild setzt die Sammlung von kurzen Einführungen zu allen Sonntagen dieses Lesejahres B am 1. Adventssonntag ein, und sie endet damit am Christkönigssonntag. Schon als ich zu Beginn des Lesejahrs über den Text nachdachte, habe ich das jetzige Cover-Foto betrachtet, das den knospenden Zweig eines Feigenbaums zeigt. Wichtig war damals die Knospe des ersten Blattes, die auf dem Bild nach rechts oben spitz herausragt und ganz vorn schon grün wird. Während ich heute, gegen Ende des Kirchenjahres, diese einleitenden Worte schreibe, fällt mir auf dem Foto noch etwas anderes auf: Direkt links neben der Blattknospe ist noch eine weitere Knospe zu erkennen. Es ist die Knospe einer Blüte, die beim Feigenbaum schon wie eine kleine Frucht aussieht und in der Blattgabel wächst. Diese Fruchtknospe ist oben rund, in der Mitte ist ein kleiner Punkt erkennbar. Hier wird sich später die unscheinbare Blüte für die befruchtende Gallwespe öffnen.

Ein großer Feigenbaum setzt unzählige Fruchtknospen an. Bei der jahrelangen Beschäftigung mit den heiligen Schriften des Alten und des Neuen Testaments ging es mir ähnlich; nach einem halben Jahrhundert akademischer Lehrtätigkeit habe ich den Eindruck: Plötzlich bilden sich noch einmal neue Knospen und Fruchtansätze, und ich habe das Markusevangelium noch einmal neu, anders und tiefer verstanden als bisher. Vieles habe ich zusammen mit den Novizen und den Gästen der Erzabtei Beuron entdecken dürfen, die an den wöchentlichen Einführungen in die Sonntagslesungen teilgenommen haben. Und auch die Fragen, Rückmeldungen und Anregungen der Leserinnen und Leser, denen ich die hier zusammengestellten Texte jeden Sonntag per E-Mail zugeschickt habe, haben "Knospen getrieben". Manchmal war es auch das Zusammenspiel zwischen der genauen Lektüre der Bibeltexte und den Fotos, die ich im Laufe meines Lebens im Heiligen Land und im Mittelmeerraum gemacht habe, die zu einem besseren Verständnis beigetragen haben, so etwa, warum ein "neuer Schlauch" so kostbar ist, warum die Sitzordnung in der Synagoge für eine sehr frühe Abfassung des Jakobusbriefs spricht, oder warum ein wirklicher "Eselsmühlstein" jeden erkennen lässt, dass Markus in seinem Evangelium gern die Farben dick aufträgt und nicht alles wörtlich genommen werden darf.

Am wichtigsten aber war es mir neu festzustellen: Nicht erst das Johannesevangelium kennt den "präexistenten" Christus. Auch für Markus bricht mit Jesus die ewige Wirklichkeit Gottes, die immer da war, in unsere irdische, vergängliche Welt herein – und gerade Markus zeigt besonders deutlich, mit welcher "Wucht" nun etwas ganz Neues beginnt.

Wie in der Sammlung der **Texte zum Lesejahr A** wird auch in diesem Band der Wortlaut des griechischen Originaltextes vor allem dort erklärt, wo die deutsche (Einheits-) Übersetzung den wirklichen Sinn nicht erkennen lässt. Und wieder geht die Auslegung davon aus, dass die ganze Heilige Schrift entstand, weil der Geist Christi am Werk war. Wieder entstanden die Texte in ständiger Zusammenarbeit und Diskussion mit Anne Thillosen. Dabei ging es nicht nur um möglichst klare Formulierungen und das Herausarbeiten des logischen Zusammenhangs; vor allem haben wir wieder festgestellt: Die Beschäftigung mit der Schrift wird nie langweilig, im Gegenteil: Sie wird immer spannender, je tiefer wir uns darauf einlassen. Mehr noch, im Laufe der Jahre verstärkte sich bei mir der Eindruck am Rand eines – während dieses Erdenlebens – unergründbaren Dunkels zu stehen, am Rand der Ewigkeit. Gleichzeitig betont auch das Markusevangelium, dass der Menschensohn geschichtlich erleiden "muss" (auf griechisch *dei*, Mk 8,31), was offenbar als Gottes ewiger Wille und Plan festliegt. Und ein sprachloses Staunen wuchs in dem Grade, in dem mir immer stärker der Kontrast bewusst wurde

zwischen der wunderschönen, großen Schöpfung und einem Geschöpf namens Mensch, das sich gegen den Schöpfer auflehnt, aber gerade dadurch Kreuz und Auferstehung – die Erlösung aus Liebe – ermöglicht. Kein Mensch hätte sich je ein solches göttliches "Drama" ausgedacht. Die Wirklichkeit Gottes ist immer noch größer, als wir das auch nur denken können. In den Worten des Ignatius von Loyola: "Deus semper maior – Gott ist immer noch größer."

Beuron, zum Christkönigsfest 2015 Benedikt Schwank Anne Thillosen

# Inhalt

Der Advent	8
Zum 1. Adventssonntag	
Die Knospen des Feigenbaums – ein Zeichen für das Kommen des HERRN	8
Zum 2. Adventssonntag	
"Anfang des Evangeliums" –Markus' stürmischer Bericht vom Hereinbrechen der Gottesherrschaft …	9
Zum 3. Adventssonntag	
Johannes der Täufer – bei ihm am Jordan beginnt alles, nicht in Galiläa	9
Zum 4. Adventssonntag	
"Gegrüßest seist du, Maria!" – Anfragen eines Menschen des 21. Jahrhunderts	1
Die Weihnachtszeit	4
Zum Weihnachtsfest – In der Heiligen Nacht	
Das "Gloria" der Engel auf dem Hirtenfeld – und der christologische Hymnus1	4
Zum Fest der Heiligen Familie (Sonntag in der Weihnachtsoktav)	
Der Evangelist Lukas führt uns nach Jerusalem – zum Mittelpunkt seiner Theologie 1	5
Zum 2. Sonntag nach Weihnachten	
Mose gab die Tora – in Jesus ist die Wahrheit Mensch geworden1	6
Zur Taufe des Herrn	
Jesus ist der Sohn Gottes – in diesem Glauben liegt unser Sieg über die Welt	
(Abb. 1 und 2: Nike von Samothrake)1	8
Die Fastenzeit	0
Zum 1. Fastensonntag	
Der Jubelruf "Hallelu-ja – Lobt den Herrn", verstummt – die Kirche fastet mit dem HERRN2	0
Zum 2. Fastensonntag	
Die Gottsucher Elija und Mose finden ihr Ziel – im verklärten HERRN	
(Abb. 3: Apsismosaik im Katharinenkloster)2	1
Zum 3. Fastensonntag	
Die "Tempelreinigung" betrifft nur die Königshalle – doch der wahre Tempel ist der Leib Jesu 2	3
Zum 4. Fastensonntag	
Die erhöhte Schlange – unser "Heilszeichen"2	4
Zum 5. Fastensonntag	
Ein leidender Gott – wie soll ich dieses Paradox begreifen?2	5
Zum Palmsonntag (6. Fastensonntag)	
Der "Palmsonntag" – mit welchem Recht trägt er seinen Namen? 2	6

Die Osterzeit	29
Zum 1. Ostersonntag (Osterfest)  Zwischen Karfreitag und Osternacht – die "Anastasis"	. 29
Zum 2. Ostersonntag (Weißer Sonntag)  Neugeborene Kinder – dürstend nach dem Wort	. 31
Zum 3. Ostersonntag	
Emmaus – Jesus geht nur scheinbar von uns weg	. 32
Zum 4. Ostersonntag  Königlich geht Jesus seinen Schafen voraus – bei Johannes sucht der Hirt nicht das verlorene Schaf  (Abb. 4: Hirt vor seiner Herde, Zypern 1954)	. 34
Zum 5. Ostersonntag  Der Weinstock – alle Kraft aus kommt aus der Wurzel  (Abb. 5 und 6: Weinberg bei Hebron)	. 35
Zum 6. Ostersonntag  Die Lebensgemeinschaft mit Christus – ein Bleiben im Weinstock	
Zum 7. Ostersonntag  Das "Eins … wie wir" Gottes – dieser lebendigen Fülle sollen wir ähnlich werden	. 39
Zum Pfingstsonntag  Heiligender Geist – er führt das Werk Jesu zur Vollendung	. 41
Zum Dreifaltigkeitsfest Wir glauben an einen einzigen Gott – in Jesus offenbart sich dessen Fülle	. 43
Die Zeit im Jahreskreis	45
Zum 1. Sonntag im Jahreskreis: siehe "Zur Taufe des Herrn"	. 45
Zum 2. Sonntag im Jahreskreis	
Der unbekannte Jesus – das "Gotteslamm, das die Sünde der Welt trägt"	. 45
Zum 3. Sonntag im Jahreskreis  Nach den Synoptikern werden Fischer berufen – warum?	. 46
Zum 4. Sonntag im Jahreskreis "Der Heilige Gottes" – im Markus-Evangelium wird er schon von Anfang an verkündet	. 48
Zum 5. Sonntag im Jahreskreis  Eine andere Perspektive – die Schwiegermutter des Petrus "bedient" ratlose Männer	. 49
Zum 6. Sonntag im Jahreskreis Ein Aussätziger – aus Mitleid heilt ihn Jesus	
Zum 7. Sonntag im Jahreskreis Einem Gelähmten vergibt Jesus zuerst Sünden – im Mittelpunkt steht die Macht zur Sündenvergebung	. 51
Zum 8. Sonntag im Jahreskreis "Neuer Wein gehört in neue Schläuche" – eine neue Zeit beginnt (Abb. 7: Lederner Wasserschlauch)	. 52
Zum 9. Sonntag im Jahreskreis  Beachtung des Sabbats – österliche Sonntagsfreude – ewige Ruhe bei Gott	. 54

Zum 10. Sonntag im Jahreskreis	
Die "kleine Last" im Leben des Paulus – eine Inschrift in Korinth	
(Abb. 8 und 9: Richterstuhl in Korinth mit Inschrift)	55
Zum 11. Sonntag im Jahreskreis	
Nachfolge Jesu – auf zweierlei Weise	57
Zum 12. Sonntag im Jahreskreis	
Ängstliche Jünger – obwohl Gott bei ihnen im Boot ist	
(Abb. 10: Skizze des Bootes von Ginnosar)	58
Zum 13. Sonntag im Jahreskreis	
Jesus bei Jairus und einer blutflüssigen Frau – er ist für andere verfügbar	61
Zum 14. Sonntag im Jahreskreis	
Nur der "Mariensohn" – so nennen die Bürger von Nazaret Jesus verächtlich	
(Abb. 11: Frau mit Kindern an der Quelle von Nazaret, 1954)	62
Zum 15. Sonntag im Jahreskreis	
Warum sind wir auf Erden? – eine Einladung Gott zu loben	65
Zum 16. Sonntag im Jahreskreis	
Der lehrende Jesus – und das sich spaltende Judentum	66
Zum 17. Sonntag im Jahreskreis	
Der Evangelist Johannes betont das Opfermahl – eine Unterbrechung der Markus-Lesungen	
(Abb. 12 und 13: Opferhöhe im jordanischen Petra)	66
Zum 18. Sonntag im Jahreskreis	
Unser Lebenswerk – an Jesus glauben	68
Zum 19. Sonntag im Jahreskreis	
"Das Brot, das aus dem Himmel herabgestiegen ist" – das wahre Manna	69
Zum 20. Sonntag im Jahreskreis	
Jesus gibt sich im Brot – auch beim letzten Mahl wurde kein Lamm vorgesetzt	71
Zum 21. Sonntag im Jahreskreis	
"Herr, zu wem sollten wir weggehen?" – eine ehrliche Frage für Suchende bis heute	72
Zum 22. Sonntag im Jahreskreis	
Am Jakobusbrief scheiden sich die Geister – ist er die früheste neutestamtentliche. Schrift?	74
Zum 23. Sonntag im Jahreskreis	
Im Jakobusbrief ist noch die Sitzordnung der Synagogen erkennbar – ein Hinweis auf seine frühe	
Abfassung (Abb. 14: Sitzordnung in der Synagoge von Massada)	75
Zum 24. Sonntag im Jahreskreis	
Jakobus und Paulus – sie widersprechen sich nicht	77
Zum 25. Sonntag im Jahreskreis	
Ein "wertloses" Kind – gerade mit ihm vergleicht sich Jesus	78
Zum 26. Sonntag im Jahreskreis	
Der Mühlstein um den Hals – eine der vielen biblischen Übertreibungen	
(Abb. 15: Mühlstein in Avdat)	79

\_\_\_\_\_

Zum 27. Sonntag im Jahreskreis Markus stellt Ehelose neben Kinder – mit leeren Händen vor Gott stehen	80
Zum 28. Sonntag im Jahreskreis	00
Das Gotteswort – ein scharfes Schwert (Abb. 16: Bamberger Apokalypse)	81
Zum 29. Sonntag im Jahreskreis	01
Der "Thron der Gnade" – das Wohlwollen Gottes	82
Zum 30. Sonntag im Jahreskreis	02
Auf dem Weg – der geheilte Blinde bei Jericho folgt Jesus	
(Abb. 17: Beginn des Aufstiegs von Jericho nach Jerusalem)	83
Zum 31. Sonntag im Jahreskreis	
Zwei Gebote auf verschiedenen Schriftrollen – Jesus vereint sie zu einem neuen Gebot	
(Abb. 18: Torarolle aus Leder)	85
Zum 32. Sonntag im Jahreskreis	
"Zwei Lepta, das ist ein Quadrans" – Jesus beachtet die Gabe der Witwe	
(Abb. 19: Ein As, ein Quadrans und ein Leptón)	87
Zum 33. Sonntag im Jahreskreis	
Rückkehr zum Anfang des Kirchenjahrs und Ausblick auf das Ende – der knospende Feigenbaum	
(Abb. 20: Knospender Feigenbaum)	89
Zum Christkönigsfest (34. Sonntag im Jahreskreis)	
Jesus, der die Wahrheit bezeugt, ist der einzige HERR und Gott – er ist der Christus, also der Gesal	bte
oder der König	91
Abbildungsverzeichnis	
Abb. 1 und 2: Nike von Samothrake (Louvre, Paris)	18
Abb. 3: Apsismosaik im Katharinenkloster (Sinai)	22
Abb. 4: Hirt vor seiner Herde, Zypern, 1954	34
Abb. 5 und 6: Weinberge bei Hebron im Sommer und im Winter	37
Abb. 7: Lederner Wasserschlauch	53
Abb. 8 und 9: Richterstuhl in Korinth und Inschrift	56
Abb. 10: Skizze des Bootes von Ginnosar	59
Abb. 11: Frau mit Kindern an der Quelle von Nazaret, 1954	64
Abb. 12 und 13: Opferhöhe im jordanischen Petra	67
Abb. 14: Sitzordnung inder Synagoge von Masada	76
Abb. 15: Eselsmühlstein in Avdat	79
Abb. 16: Bamberger Apokalypse	82
Abb. 17: Beginn des Aufstiegs von Jericho nach Jerusalem	84
Abb. 18: Torarolle aus Leder	86
Abb. 19: Bronzemünzen zur Zeit Jesu: ein As, ein Quadrans und ein Lepton	88
Abb. 20: Knospender Feigenbaum	90

Unter **www.beitraege.erzabtei-beuron.de** können Vorträge und Predigten von P. Benedikt Schwank online abgerufen werden. Zum Lesejahr B sind dort folgende Predigten eingestellt:

- Zelt oder Haus? Zum 2. Weihnachtsfeiertag (Fest des Hl. Stephanus) (26.12.2006)
- Beschneidung des Herrn. 1. Januar 2012
- "Herrlichkeit" was ist das? Zur Epiphanie (06.01.2006)
- "Der Eifer für dein Haus wird mich verzehren" (Joh 2,17). Zum 3. Fastensonntag (03.03.2009)
- **Brannte nicht unser Herz in uns?" (Lk 24,32)**. Zum Ostermontag (01.04.2012)
- **Bei verschlossenen Türen" (Joh 20,19.26)**. Zum 2. Ostersonntag (Weißer Sonntag) (23.04.2006)
- "Der Wind weht, wo er will" (Joh 3,8). Zum Pfingstsonntag (05.06.2006)
- Dreiecksprobleme. Zum Dreifaltigkeitssonntag (07.06.2009)
- Jesus ähnlich werden (Mk 5,21-43). Zum 13. Sonntag im Jahreskreis (01.07.2012)
- **Wie Schafe, die keinen Hirten haben" (Mk 6,34).** Zum 16. Sonntag im Jahreskreis (19.07.2009)
- Der "historische Jesus" und der "Hirt seiner Herde". Zum 16. Sonntag im Jahreskreis (19.07.2015)
- Seht, hier ist euer Gott!" Wirklich? Zum 23. Sonntag im Jahreskreis (10.09.2006)
- "Der Christus" was meint das? Zum 24. Sonntag im Jahreskreis (13.09.2009)
- Markus schreibt nach Rom. Zum 27. Sonntag im Jahreskreis (04.10.2015)
- Hinauf nach Jerusalem. Gedanken zu Mk 10, 35-45. Zum 29. Sonntag im Jahreskreis (21.10.2012)
- "Dein Reich komme!" Zum Christkönigsfest (23.11.2009)
- Herr, Dir in die Hände. Predigt in Karlsruhe anlässlich des Diamantenen Priesterjubiläums (15.07.2012)

#### **Der Advent**

#### **Zum 1. Adventssonntag**

(Jes 63,16b-17;19b;64,3-7 / 1 Kor 1, 3-9 / Mk 13,24-37)

Im Evangelium des heutigen 1. Adventssonntags überhören wir leicht das Bild vom Feigenbaum, zumal wir ihn in unseren Breitengraden nicht kennen. Uns in Deutschland beschäftigen in dieser Jahreszeit andere Bäume, etwa der Tannenbaum, aus dessen Zweigen auch die Adventskränze gebunden sind. Dieser selbst im Winter noch grüne Baum ist im kalten Norden ein Zeichen der irdischen Hoffnung. Er sagt uns gleichsam: Nicht alles stirbt, schaut, ich bleibe grün! – Und doch, wie schnell lassen unsere Christbäume dann ihre Nadeln fallen.

Dieses Vergehen haben wir in den vergangenen Wochen auch in den Laubbäumen wiedererkannt. Ihre fallenden Blätter berühren uns alle, wenn es draußen kalt und nebelig wird oder wir um Allerseelen die Gräber von Menschen besuchen, die wir geliebt haben. Und vielen wird bei diesen im Herbst scheinbar sterbenden Bäumen auch der Gedanke an das eigene Altern und Sterben gekommen sein.

Ein weiteres, drittes Bild von einem Baum wird uns in der 1. Lesung gezeichnet. Auch da war die Rede vom abfallenden Laub. Der Prophet Jesaja schrieb: "...unsere ganze Gerechtigkeit ist wie ein schmutziges Kleid. Wie Laub sind wir alle verwelkt, unsere Schuld trägt uns fort wie der Wind" (Jes 64,5). – In der Heiligen Schrift wird nicht verschwiegen, dass wir Menschen arme Sünder sind. Und das ist ein sehr ehrlicher Gedanke, wenn wir das herbstliche Laub von den Bäumen fallen sehen. Wo gibt es da einen Halt für uns Menschen? Die Jesaja-Lesung gab eine Antwort: "Du, Herr, bist unser Vater, "Unser Erlöser von jeher" wirst Du genannt" (Jes 63,16).

Im Evangelium kommt schließlich ein viertes, ganz anderes Baum-Bild vor. Jesus spricht in seiner Frohbotschaft nämlich vom Feigenbaum (vgl. Mk 13,28). Wir kennen seine süßen Früchte, und sprichwörtlich sind uns auch die großen Feigenblätter bekannt, die schon die Stammeltern als Schürzen gebrauchten. Was hier jedoch die meisten Menschen nicht wissen: Der Feigenbaum ist einer der wenigen Bäume im Orient, die ihre Blätter im Herbst abwerfen, anders als z.B. der Ölbaum. Allerdings fallen die großen Blätter des Feigenbaums erst sehr spät ab; oft sah ich sie noch nach Weihnachten an den Ästen hängen.

Was sollen wir nun von diesem Feigenbaum lernen? Tatsächlich etwas ganz anderes als das "Vergehen", das wir in Europa mit dem Herbst verbinden. Denn Jesus sagt nicht: "Lernt vom Feigenbaum: Wenn selbst er seine Blätter abwirft, dann kommt das Ende" – ganz im Gegenteil: Der Feigenbaum ist nämlich auch im Frühjahr der Letzte. Wenn alles schon grün ist und überall die Blumen aufblühen, steht der Feigenbaum noch störrisch ohne alles Grün da. Ich selbst habe einmal ein Foto von den gerade erst anschwellenden Knospen eines Feigenbaums gemacht, während im Hintergrund alles schon grün ist (es ist jetzt auf dem Titelblatt dieses Bandes abgebildet). Und genau darauf bezieht sich Jesus, wenn er sagt: "Sobald seine Zweige saftig werden und Blätter treiben, wisst ihr, dass der Sommer nahe ist. Genauso sollt ihr erkennen, wenn ihr all das geschehen seht, dass das Ende vor der Tür steht" – und damit ist gemeint der mit Macht und Herrlichkeit kommende Menschensohn und mit ihm das eigentliche, das ewige Leben (vgl. Mk 13,26-28). Jesus spricht also nicht von im Herbst fallenden, absterbenden Blättern, sondern von im Frühjahr aufbrechenden Knospen, aus denen das neue Leben geradezu hervorquillt.

Nun weiß aber jeder von uns, der sich auch nur ein wenig in naturkundlichen Dingen auskennt: Die Knospen können im Frühjahr nur so schnell aufblühen, weil der Baum im Herbst und Winter – also jetzt – in seinen Knospen, noch winzig klein, jene Blätter und Blüten vorbereitet, die sich dann, wenn der Sommer kommt, nur noch entfalten müssen.

Vom Feigenbaum sollen wir also lernen, dass die Ankunft des Herrn etwas Warmes, Lichtvolles und Sommerliches ist. Doch vorbereitet wird dieses Wunder vorher, in den winterlichen Härten des Alterns, des Loslassens und Absterbens, das uns allen so schwer fällt. Diese Zeit der abfallenden Blätter ist die ganz wichtige Zeit des – jetzt schon beginnenden – verborgenen göttlichen Lebens in uns, das mit der Taufe begonnen hat zu keimen. Man könnte auch sagen: Unser irdisches Leben, das ist die Vorstufe des anfänglich, im Verborgenen schon wachsenden, beginnenden ewigen Lebens, das einst in Christus in Fülle und in seiner ganzen Pracht aufblühen wird, wenn einmal "die Knospen aufbrechen". Für Jesus sind nicht die abfallenden Blätter das Eigentliche, sondern die Vorbereitung des Sommers, der kommt, wenn die Knospen anschwellen.

Um jene neue und endgültige Ankunft geht es auch, wenn wir heute die diesjährigen Adventstage beginnen. Wir schauen hoffnungsvoll schon voraus, nicht nur auf die Ankunft an Weihnachten, sondern vor allem auch auf die große "Ankunft des Herrn", den großen Adventus Domini, mit dem unser ewiges Leben anbrechen wird.

#### Zum 2. Adventssonntag

(Jes 40,1-5.9-11 / 2 Petr 3, 8-14 / Mk 1,1-8)

"Anfang" (arché) lautet das erste Wort im morgigen Evangelium. Es ist dasselbe erste Wort wie in der ganzen Bibel – "Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde …" (Gen 1,1) – und wie im Johannesprolog: "Im Anfang war das Wort …" (Joh 1,1).

Doch mit demselben Wort *arché* bezeichnet Markus etwas anderes, er blickt nicht zurück auf den Schöpfungs-Anfang, wie die Verfasser des Johannesprologs oder des ersten Schöpfungsberichts. Um was für einen Anfang geht es bei Markus? Um einen Anfang im Jetzt des Evangelisten und seiner Leser. Dabei kommt es ihm nicht auf den Anfang des irdischen Lebens Jesu oder den Anfang der Geschichte der Kirche nach der Auferstehung im Jahr 30 nC. an. Seit dieser Zeit hatten die Apostel verkündet, was Jesus sie gelehrt hatte, und vor allem Zeugnis abgelegt für den Kreuzestod und für die Auferstehung. Doch jetzt, möglicherweise schon vor dem Tod Kaiser Caligulas im Jahr 41 nC. (darauf könnte Mk 13,14 hindeuten, wo befürchtet wird, dass das Standbild von Kaiser Caligula am heiligen Ort, im Tempel, aufgestellt wird), kommt mit Markus erstmals – jedenfalls soweit wir wissen – ein Schüler der Apostel auf den Gedanken, das mündlich Verkündete als Buch niederzuschreiben.

Wie soll er anfangen? Wir würden wohl etwa schreiben: "Das Leben Jesu von Nazaret". Doch für Markus beginnt nicht irgendeine Biografie – und es folgt auch keine Kindheitsgeschichte –, vielmehr bricht eine unglaubliche Siegesnachricht in unsere Welt herein, eine im wahrsten Sinn des Wortes "frohe Botschaft", auf Griechisch *eu-angélion*. Um den "Anfang" dieses Evangeliums geht es in unserem ersten Vers, also um den Anfang einer Botschaft, deren Inhalt jener Jesus ist, der von Anfang an war, und durch den alles erschaffen wurde (vgl. Joh 1,1-4).

Ich habe an dieser Stelle den Einwand gehört, Markus sei doch gar nicht so philosophisch wie Johannes – aber mir scheint, das ist so nicht richtig. Markus betont ganz ausdrücklich: Hier bricht Ewigkeit herein in unsere Zeit, und zwar jetzt sofort, mit aller Macht. Denn dieser Jesus Christus ist der "Sohn Gottes", den die Dämonen sofort erkennen (Mk 1,24). Die Wirklichkeit Gottes, die doch unbegrenzt und zeitlos ist bekommt durch die Verkündigung, durch dieses Evangelium, einen "Anfang", und zwar zuerst in jedem Menschen, der diese Botschaft annimmt, und dadurch in unserer raum-zeitlichen Welt. Seit es diesen – einzigen – Berührungspunkt der Ewigkeit mit der Zeit gibt, zählen wir die Jahre "vor Christus" und "nach Christus".

In einzigartiger Weise stimmt Markus seine Leser auf diese göttliche Ankunft ein, sie ereignet sich "wie geschrieben steht". In der Einheitsübersetzung wurde "Es begann" ohne Grundlage im Text eingeschoben – was die Wucht des ersten Wortes "Anfang" leider mindert. Wörtlich übersetzt heißt es bei Markus: "Anfang des Evangeliums Jesu Christi, des Sohnes Gottes. Wie geschrieben steht …"

Dann zitiert er: "Bereitet den Weg des HERRN!" (Jes 40,3; Mk 1,3). Dem Evangelisten ist das Hereinbrechen des Göttlichen so bewusst, dass wir irdischen Menschen dringend aufgefordert werden im Herzen seinen Weg zu bereiten. Wenn Markus den Täufers dazu aufrufen lässt, den Weg des HERRN zu bereiten, will er zweifellos deutlich machen: Es handelt sich um jenen dreimal heiligen "Herrn der Heere", den Gott Zebaot, von dem auch die Berufungsvision im Buch Jesaja spricht (vgl. Jes 6,3).

Dieses Wort "HERR" wird jetzt, im Zusammenhang des Anfangs des Markus-Evangeliums, auf Jesus bezogen.

Mit Recht staunen wir über Markus, der sein Buch über Jesus so fulminant beginnt. Übrigens bricht dieses Evangelium so abrupt ab, wie es begann. Die ursprünglichen Schluss-Sätze dieser Frohbotschaft über Gott, der in die Welt kam, sie jetzt aber wieder verlassen hat, spricht vom Engel, der sagt: "Er geht euch voraus nach Galiläa, dort werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat." Und dann schließt Markus wörtlich so: "Da verließen sie das Grab und flohen, denn Zittern und Entsetzen hatte sie gepackt. Und sie sagten niemand etwas davon, denn sie fürchteten sich" (Mk 16,8).

Dieses provozierend offene Ende führte dazu, dass in der frühen Kirche drei verschiedene Schlussabschnitte entstanden, die nachösterliche Ereignisse anfügten. Einer von ihnen fand später Aufnahme in den Kanon, obwohl dieser sog. "Kanonische Markusschluss" (Mk 16,9-20) sicher nicht von Markus selbst verfasst wurde.

Im ursprünglichen Markus-Evangelium war das Vorausgehen nach Galiläa zwar angekündigt worden (vgl. Mk 14,28; 16,7), doch an einem Bericht über das Wiedersehen in Galiläa war Markus nicht interessiert. Und tatsächlich ist das Entsetzen und die Furcht, über die er in seinem letzten Satz schreibt, eher positiv zu verstehen: Als sprachlos werden vor dem Geheimnis Gottes, der in unsere Menschenwelt kam.

Auch für uns ist am heutigen zweiten Adventssonntag wichtiger, dass wir dem ankommenden Herrn den Weg bereiten.

#### **Zum 3. Adventssonntag**

(Jes 61,1-2a.10-11 / 1 Thess 5,16-25 / Joh 1,6-8.19-28)

In jedem Jahr beginnt der 3. Adventssonntag mit dem Eingangslied "Gaudete" – "Freut euch im Herrn "Bereitet den Weg des Herrn!" Diesen Aufruf aus dem Markusevangelium hörten wir am letzten Sonntag. Dieselbe Mahnung begegnet uns morgen im Evangelium nach Johannes (Joh 1,23), und auch die beiden anderen Evangelien berichten: Kurz vor dem Auftreten Jesu (wahrscheinlich im Winter 27/28 nC.) hat Johannes der Täufer so gerufen (vgl. Mt 3,3; Lk 3,4).

Seit der Mitte des 20. Jahrhunderts ist uns durch die Funde in den Höhlen von Qumran bekannt, dass bereits fast zwei Jahrhunderte vorher eine Gruppe religiöser Juden in diese Gegend der Wüste Juda an der Nordwestecke des Toten Meeres gezogen war. Aus ihren Schriften wissen wir, dass sie aus Protest gegen die Missstände im Jerusalemer Tempel und zur Sühne für Israel wegzogen, um Gott zu suchen und um dem HERRN den Weg zu bereiten (1 QS 8.14-15).

Seit durch die Funde von Qumran die Spiritualität des Wegbereitens für diese Gegend belegt ist, scheint die Darstellung des Evangelisten Johannes, nach der die ersten Jünger Jesu hier, am Nordende des Toten Meeres, zu Jesus fanden (vgl. Joh 1,35-50), historisch richtiger zu sein als jene der synoptischen Evangelien. Deren Darstellung, nach der Jesus erst am See Gennesaret Fischer in seine Nachfolge berief, entspringt wohl eher dem Wunsch, die Vision des Ezechiel in Erfüllung gehen zu lassen, wonach in der Endzeit Fischer ihre Netze auswerfen (vgl. Ez 47,10). Für die johanneische Darstellung spricht auch, dass beim Auftreten des Täufers offenbar die religiöse Elite in jene Gegend am Jordan strömte, in der einst Josua ins Heilige Land zog und der Prophet und Vater des Mönchtums, Elija, in den Himmel aufgenommen wurde. Beide Orte, Qumran und Taufgegend, sind nur eine Fußstunde voneinander entfernt. Dort am Jordan wechselten die ersten Jünger vom Täufer zu Jesus (vgl.

Joh 1,35-50). Hier unten am Jordan "fing alles an", wie auch aus der Apostelgeschichte hervorgeht (vgl. Apg 1,22).

Durch die Texte von Qumran wird nicht nur die Darstellung des Johannesevangeliums über die Berufung der ersten Jünger erhärtet, auch unsere Vorstellung über die damaligen Messiaserwartungen sind dadurch klarer geworden. Es herrschte eine fiebernde Erwartung auf den endzeitlichen Gesalbten, doch zugleich ist noch ganz unbestimmt, wie er auftreten wird. Die Fragen der "Priester und Leviten", von denen wir im morgigen Evangelium hören, lassen genau diese Unsicherheit erkennen (vgl. Joh 1,20f.). Das sichere, konkrete und ganz unerwartete Zeugnis des Täufers steht im absoluten Gegensatz dazu: "Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt trägt" (Joh 1,29).

Doch blicken wir noch einmal darauf, wie die Frommen in Qumran den Weg des ihnen noch ganz unbekannten, aber kommenden HERRN vorbereiteten. Auf einer Lederrolle, die in der Höhle gefunden wurde, die 1947 als erste entdeckt worden war, steht die Ordensregel ihrer Gemeinschaft. Darin heißt es: "Wie geschrieben steht: 'In der Wüste bereitet den Weg des HERRN, in der Steppe die Bahn für unseren Gott.' Das geschieht durch Studium des Gesetzes, das er durch Mose zu tun befohlen hat [...] und das, was die Propheten offenbart haben durch seinen heiligen Geist" (1 QS 8.14-15).

Bei den Propheten, die durch "seinen heiligen Geist geoffenbart haben", wird die Gemeinschaft von Qumran vor allem an den Propheten Jesaja gedacht haben, denn allein in dieser ersten Höhle von Qumran wurden zwei fast vollständige Exemplare des Buches Jesaja gefunden.

Die erste Lesung des morgigen 3. Adventssonntags ist auch aus diesem Prophetenbuch gewählt – und seit den Funden von Qumran wissen wir: Schon lange vor der Menschwerdung des HERRN lasen diese Gottsucher in der Wüste Juda, die durch Schriftlesung den Weg des HERRN bereiten wollten: "Von Herzen will ich mich freuen über den HERRN" (Jes 61,10). Da diese Gemeinschaft großen Wert legte auf saubere, weiße Kleidung, werden sie mit besonderer Anteilnahme die Verse weitergelesen haben, die wir am morgigen Sonntag – 2000 Jahre später – immer noch hören: "Denn er kleidet mich in Gewänder des Heils. Er hüllt mich in den Mantel der Gerechtigkeit, wie ein Bräutigam sich festlich schmückt und wie eine Braut Geschmeide anlegt. Denn wie die Erde die Saat wachsen lässt und der Garten Pflanzen hervorbringt, so bringt Gott, der HERR, Gerechtigkeit hervor …" (Jes 61,10b-11).

Wir glauben, dass sich diese Prophezeiung erfüllt hat: Die Güte Gottes – in der Sprache der Bibel: seine "Gerechtigkeit" – wurde in der unscheinbaren Gestalt Jesu Mensch. Im heutigen Evangelium hören wir, wie mit Johannes dem Täufer, dem Vorläufer des HERRN, zum ersten Mal ein Mensch Zeugnis für ihn ablegt.

Für den morgigen Sonntag "Gaudete" – auf Deutsch "Freuet Euch" – wurde der Abschnitt aus dem Buch Jesaja wohl im Hinblick auf den oben bereits zitierten Dank ausgewählt: "Von Herzen will ich mich freuen über den HERRN" (Jes 61,10). Für die Gottsucher in der Wüste von Qumran war solche Vorfreude auf den kommenden HERRN nur möglich, weil sie davon überzeugt waren: In diesem Jesaja-Text spricht Gottes heiliger Geist zu uns.

Auch unsere adventliche Freude beim Lesen der Jesaja-Texte wird in dem Maße wachsen, in dem es uns gelingt, uns von dem heiligen Geist Gottes, der darin zu Wort kommt, ansprechen zu lassen. Im Großen Credo erneuern wir unseren Glauben an diesen Geist, "der gesprochen hat durch die Propheten".

#### **Zum 4. Adventssonntag**

(2 Sam 7, 1-5.8b-12.14a.16 / Röm 16, 25-27 / Lk 1, 26-38)

Am 4. Adventssonntag steht Maria im Mittelpunkt. Das Evangelium schildert, wie der Erzengel Gabriel der Jungfrau in Nazaret verkündet, dass sie empfangen und gebären wird, und ihr Kind wird "Sohn Gottes genannt werden" (Lk 1,35).

Als Mensch des 21. Jahrhunderts mit den heutigen biologischen Kenntnissen habe ich mit diesem Text Schwierigkeiten. Soll ich blindlings an ein unbegreifliches Wunder glauben? Das entspricht nicht der katholischen Tradition. Sie versucht vielmehr vernünftig zu glauben. Und da gibt es durchaus vernünftig fassbare Anhaltspunkte:

Die Theologie lehrt klar: Unser Herr Jesus Christus war wahr Mensch und wahrhaft Gott (Konzil von Chalzedon, 451 nC.).

Zugleich ist biologisch eindeutig erwiesen: Ohne Ypsilon-Chromosom entsteht kein männlicher Mensch. Abgesehen davon wäre es eine Häresie anzunehmen, in Jesus sei die eine Hälfte des Erbguts von Maria, die andere von Gott gewesen. Oder mit anderen Worten: Gott sei in dem Sinn der Vater Jesu, wie die Götter in heidnischen Mythologien, die mit irdischen Frauen in einer "heiligen Hochzeit" (griechisch hierós gámos) "Gottessöhne" zeugten. Keine medizinische Analyse hätte jemals in Jesus neben menschlichen auch göttliche Zellen freilegen können. "Gott ist Geist" heißt es bei Johannes (Joh 4,24), und das bedeutet auch, dass in Jesus alles Göttliche etwas Geistiges war.

Bis hierher ging es nur um Feststellungen, die unser Verstand vernünftig erfassen kann. Das Geheimnis beginnt also bei der Frage nach dem Ypsilon-Chromosom im Erbgut des Mannes Jesus. Wenn ich richtig sehe, gibt es, wenn man den Text ernst nimmt, nur zwei Möglichkeiten:

Entweder hat der allmächtige Gott aus dem Nichts dieses Chromosom erschaffen, oder Gott hat auf eine wunderbare Weise die Samenzelle eines irdischen Mannes – der davon nichts zu wissen brauchte – zur mütterlichen Eizelle gelangen lassen.

Bevor ich mit meinen Überlegungen fortfahre, möchte ich betonen: Keineswegs will ich sagen, alles sei "ganz normal verlaufen". Welche dieser beiden Möglichkeiten es auch gewesen sein mag, hier hört das Wissen auf, und es beginnt das Glauben an ein Geheimnis, das Gott auf wunderbare Weise bewirkt hat.

Doch wenn wir die Großtaten Gottes an anderen Stellen der Bibel betrachten, so stellen wir fest, dass Gott eher durch sog. "Zweitursachen", (lateinisch *causae secundae*), Wunder wirkt als durch direktes Eingreifen. Beim Auszug aus Ägypten drängte beispielsweise ein außergewöhnlicher Wind die Fluten des Meeres zurück (vgl. Ex 14,20).

Mir scheint: Im morgigen Evangelium gibt es Anzeichen für Ähnliches. Und auch die liturgische Kommission, die die morgige 1. Lesung auswählte, hat wohl in diese Richtung gedacht, denn die Lesung aus dem Alten Testament soll in der Liturgie immer den Evangelientext verdeutlichen und ergänzen. So hören wir morgen die Verheißung an David: "Wenn deine Tage erfüllt sind ... werde ich deinen leiblichen Sohn als deinen Nachfolger einsetzen und seinem Königtum Bestand verleihen" (2 Sam 7,12). Wörtlich übersetzt lautet der hebräische Text: "... dann will ich deinen Samen nach dir, der aus dir hervorgeht, aufrichten und sein Königtum sichern." Es erscheint mir wichtig, dass - im Unterschied etwa zu den römischen Kaisern – in der alttestamentlichen Tradition die juristische Adoption nicht belegt ist. - Vor allem auf die Verheißung im 2. Buch Samuel (und auf einige weitere alttestamentliche Stellen) verweisen die Worte des Engels im heutigen Evangelium: "Gott, der Herr, wird ihm den Thron seines Vaters David geben" (Lk 1,32). Vorher war bereits betont worden, der Mann, dem Maria, die Jungfrau, verlobt war, sei "aus dem Hause David" gewesen (Lk 1,27). Und nicht nur bei Lukas, sondern vom ersten bis ins letzte Buch des Neuen Testaments ist der Gedanken an die davidische Abstammung Jesu lebendig: Das Mattäusevangelium beginnt mit einem Stammbaum Jesu, in dem die Bedeutung Davids deutlich hervorgehoben wird, und im Schlusskapitel der Offenbarung bezeugt der Seher, wie Jesus von sich sagt: "Ich bin die Wurzel und das Geschlecht Davids, der strahlende Morgenstern" (Offb 22,16). Der Apostel Paulus beginnt den Römerbrief mit dem Bekenntnis, er sei berufen das Evangelium Gottes zu verkünden "... von seinem Sohn, dem Fleische nach geboren aus Davids Samen, dem Geiste der Heiligkeit nach eingesetzt als Sohn Gottes ... "(Röm 1,3f).

Wie schwer es schon dem Evangelisten Lukas fiel uns dieses Geheimnis näher zu bringen, soll ein letzter Text zeigen: Am Schluss der Kindheitsgeschichte kommt Lukas noch einmal auf die Schwierigkeit zurück, wie über den Vater Jesu zu sprechen ist. Der Evangelist schildert, wie die Eltern den

zwölfjährigen Jesus im Tempel erleben, wo er nach dem Paschafest geblieben war, statt sich mit ihnen zusammen auf den Heimweg zu machen. Seine Mutter sagt zu ihm: "Kind, wie konntest du uns das antun? Dein Vater und ich haben dich voll Angst gesucht. Da sagte er zu ihnen: … Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist? Und sie verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen gesagt hatte" (Lk 2,48-50). – Während meines Studiums am Bibelinstitut in Rom in den 1950er Jahren sagte uns der Neutestamentler Prof. Zerwick zum letzten Vers: "Hängen Sie sich diesen Satz in Goldbuchstaben übers Bett! Es gibt Geheimnisse, selbst für Maria und Josef! Auch der Exeget braucht nicht alles zu verstehen."

Dem Weihnachtsgeheimnis, das ja letztlich in der Verbindung von Materie und Geist wurzelt, kommen wir vielleicht am ehesten näher, wenn wir nicht nur an das historische Jesuskind in der Krippe denken, sondern uns klar machen, dass im Eucharistischen Brot derselbe HERR gegenwärtig ist. Auch in diesem Brot ist ganz Irdisches und ganz Göttliches verbunden. Es ist derselbe menschgewordene Gottessohn, damals und heute. Beten wir ihn an.

#### Die Weihnachtszeit

#### Zum Weihnachtsfest – In der Heiligen Nacht

(Jes 9,1-6 / Tit 2, 11-14 / Lk 2,1-14)

Das Weihnachtsevangelium schließt mit den Worten: "Und plötzlich war bei dem Engel ein großes himmlisches Heer, das Gott lobte und sprach: Verherrlicht ist Gott in der Höhe, und auf Erden ist Friede bei den Menschen seiner Gnade" (Lk 2,13f). Dieses Lob des himmlischen Heeres wurde zum Anfang eines christologischen Hymnus, der – zunächst auf griechisch – in fünf Jahrhunderten seine heutige Gestalt fand. Wir kennen ihn in der lateinischen Form als das "Gloria", das in jeder *feierlichen* Messe, also auch in dieser Weihnacht vom Priester nach dem "Kyrie" angestimmt wurde. Im Gregorianischen Choral gibt es für diesen Hymnus verschiedene Melodien, und auch einige unserer größten Komponisten haben den lateinischen Text vertont. Doch die deutsche Übersetzung bereitet Schwierigkeiten, in unseren Gottesdiensten wird das Gloria daher oft durch ein Loblied ersetzt.

Die Probleme beginnen bereits bei dem ersten lateinischen Wort "Gloria", aus dem zwei deutsche Wörter wurden: "Ehre sei" – schon das kleine Wörtchen "sei" führt zu einem falschen Verständnis. Denn nicht wir Menschen wünschen etwas, sondern der Text stellt fest - oder vielmehr: die Engel singen davon -, was sich ereignet hat bei der Geburt Jesu: Jetzt hat Gott wieder den Stellenwert, der ihm zukommt, nicht nur im Himmel, sondern auch auf der Erde, wo diese "Wichtigkeit" verloren gegangen war. Denn das lateinische Wort qloria entspricht dem hebräischen Wort kabôd, mit dem Dinge bezeichnet werden, die "Gewicht" haben, die wichtig oder sogar "wuchtig" sind – in diesem Fall ganz besonders, denn Gottes Sohn ist Mensch geworden, um uns zu Kindern Gottes zu machen oder, in der Sprache des Alten Testaments, um Gottes Zorn über den Ungehorsam der Menschen von uns abzuwenden. Und derselbe Satz enthält noch eine zweite Stelle, die missverstanden wurde. Die beiden letzten Wörter der Zeile "[et in terra pax hominibus] bonae voluntatis" wurden früher übersetzt mit: "[und Friede auf Erden den Menschen,] die guten Willens sind." Diese Formulierung hat sich vielen eingeprägt, doch es geht nicht um unseren guten Willen, sondern um das Wohlwollen Gottes uns Menschen gegenüber. Das griechische Wort eu-dokía ist gebildet vom wohlwollenden Annehmen. Der Sinn ist, salopp ausgedrückt: Er gewährt Friede und Heil den Menschen, die "nach seinem Geschmack" sind. Etwa die Hirten sind solche guten Menschen, die Gott gefallen, und die er beschenkt. Nach dem Heilsplan Gottes wurden sie - und auch wir - auserwählt als das Gottesvolk, in dem der HERR als der Friedenskönig herrscht (vgl. Ps 72,7).

Zurückblickend auf diese für uns so wichtige Großtat Gottes bekennen wir kurz danach: "Gratias agimus tibi propter magnam gloriam tuam – Wir sagen dir Dank für deine große Herrlichkeit." Was damit gemeint ist, wird noch deutlicher, wenn wir uns klar machen, dass diese Stelle auch übersetzt werden könnte mit: "für deine wichtige Machttat" und kurz darauf diese Machttat ganz konkret genannt wird, wenn Christus ausdrücklich angeredet wird als der, der die Sünden der Welt wegnimmt: "qui tollis peccata mundi".

Auf alle noch folgenden Anrufungen einzugehen würde zu weit führen. Nur noch eine Beobachtung will ich ausführen, weil sie grundsätzliche Bedeutung hat. Im Staat Israel gibt es Gruppen von jüdischen Christen, bei denen die Messtexte auf hebräisch, genauer gesagt auf ivrit, der modernen Nationalsprache gebetet werden. Und diese Gruppen lassen das Gloria weg, weil sie meinen, der Text mindere die Größe des einen, einzigen Gottes, den sie aus der Tora kennen. Ihre Ansicht ist sicher falsch. Doch mir wurde da erstmals bewusst, wie unglaublich dieser Hymnus von Christus spricht. Da heißt es: "Quoniam tu solus sanctus, tu solus dominus, tu solus altissimus, Jesu Christe. – Denn du allein bist der Heilige, du allein der Herr, du allein der Höchste, Jesus Christus." Und schon vorher galten fast alle Anrufungen Christus; die Bedenken, die jüdische Konvertiten bei diesem Christus-Hymnus haben, sind also durchaus verständlich. Doch wir brauchen nicht zu befürchten das Geheim-

nis der Dreifaltigkeit käme bei einer solchen Aussage zu kurz. Denn erstens werden im Hymnus der Vater und der Geist gleich beigefügt, und zweitens ist im Glauben an Jesus Christus als dem HERRN immer die ganze Fülle Gottes eingeschlossen. Überhaupt kennen wir diese Fülle ja erst durch ihn, der als der Mensch gewordene Sohn vom Vater sprach, der ihn gesandt hat, und vom "anderen Beistand" (Joh 14,16), durch den er auch nach Ostern bei uns bleibt.

Unser HERR Jesus Christus zeigt uns den sich selbst verschenkenden Gott. Das ist viel mehr als das, was Juden oder Muslim als Gott verehren. Das christliche Gottesbild ist reicher, lebendiger und persönlicher, es fordert uns aber auch mehr heraus, wenn wir uns dessen bewusst sind: Gott hat uns so geliebt, dass er sogar für uns Mensch wurde (vgl. 1 Joh 4,9-11). Dankbar freuen wir uns an Weihnachten, dass uns in Jesus dieser Gott bekannt wurde, dass wir zu "den Menschen seines Wohlgefallens" gehören dürfen, die ihn loben und preisen "wegen seiner großen Herrlichkeit". Bischof Ambrosius von Mailand (+ 397) sagte sogar: "Christus omnia." Sinngemäß: Alles, was wir vom Geheimnis "Gott" fassen können, wurde uns offenbart in Jesus Christus.

#### Zum Fest der Heiligen Familie (Sonntag in der Weihnachtsoktav)

(Sir 3,2-6.12-14 / Kol 3,12-21 / Lk 2,22-40)

Eigentlich stehen wir im Lesejahr B, also im Markus-Jahr. Da aber Markus keine Kindheitsgeschichte bietet, ist als Evangelium am Fest der Heiligen Familie, das am Sonntag in der Weihnachtsoktav gefeiert wird, ein Abschnitt aus dem Lukasevangelium gewählt – der allerdings von seinem Inhalt her eigentlich am 40. Tag nach der Geburt des Herrn (vgl. Lev 12,3f) gelesen wird, also am 2. Februar. Da dieser Tag aber häufig auf einen Werktag fällt, ist es gut, dass wir den schönen Text auch an einem Sonntag kennen lernen.

Um ihn für das Fest der Heiligen Familie passender zu machen, wurde für die liturgische Lesung Vers 27 vorgezogen, sodass der Text nun mit den Worten beginnt: "Es kam für die Eltern Jesu der Tag ... Sie brachten das Kind nach Jerusalem hinauf" (Lk 2,22; im griechischen Text heißt dagegen: "... sie brachten ihn nach Jerusalem").

Der Abschnitt folgt direkt nach der Geburt Jesu und seiner Beschneidung am achten Tag, die in nur einem Satz behandelt wird (vgl. Lk 2,21) und endet mit der Rückkehr der Familie von Jerusalem nach Nazaret. Anders als Mattäus berichtet Lukas also nichts von einem Besuch der Magier beim Kind in Betlehem und von der folgenden Flucht nach Ägypten (vgl. Mt 2). Die beiden Evangelisten Mattäus und Lukas haben unabhängig voneinander gearbeitet. Trotz ihrer verschiedenen Traditionen stimmen sie darin überein, dass Jesus in Bethlehem geboren wurde, aber es gibt auch einige Unterschiede und vor allem verschiedene Schwerpunkte in ihren Evangelien. So kommen bei Mattäus die Heidenvölker (in der Person der Magier) nach Jerusalem (Mt 2,1), bei Lukas dagegen geht von Jerusalem das "Licht zur Erleuchtung der Heiden" aus (Lk 2,31).

Lukas will auch hervorheben, dass Jesus in seinem Leben von Anfang an die Vorschriften des Gesetzes erfüllt hat; darin entspricht er ganz dem Apostel Paulus, der an die Galater schreibt: "Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und dem Gesetz unterstellt, damit er die freikaufe, die unter dem Gesetz stehen …" (Gal 4,4f).

Allerdings steht bei Lukas das Erfüllen dessen, was im 12. Kapitel des Buches Leviticus vorgeschrieben ist, nicht an erster Stelle. Wer nachliest, wird bald merken, dass er keineswegs exakt vom Erfüllen bestimmter Gebote berichtet. Am wichtigsten ist hier die Beobachtung: Nirgends steht eine Anordnung, das Reinigungsopfer für die Mutter (auf das Lk 2,22 anspielt) in Jerusalem darzubringen. Noch weniger war diese "Reinigung" der Mutter (die 40 Tage nach der Geburt durchzuführen war) mit den Wiesungen zum "Weihen der Erstgeburt" verknüpft, bei der es darum geht, dass – in Erinnerung an den Auszug aus Ägypten, wo jede männliche Erstgeburt umkam – jede Erstgeburt dem Herrn geweiht werden sollte. Auch war nirgends vorgeschrieben, dass diese Weihe in Jerusalem geschehen musste (vgl. Ex 13,2.12).

Doch gerade um Jerusalem geht es in der Theologie des lukanischen Doppelwerks, also des Evangeliums und der Apostelgeschichte. In unserem morgigen Leseabschnitt teilt Lukas gleich zu Beginn mit, dass Jesus nach Jerusalem hinaufgebracht wurde (V. 22). Dann sagt er von Simeon, er habe in Jerusalem gelebt (V. 25), und von Hanna heißt es, sie habe über das Kind zu allen geredet, "die auf die Erlösung Jerusalems warteten" (V. 38) – was im Gegensatz zu einem Befund auf zeitgenössischen Münzen steht, deren Umschrift "Erlösung Israels" lautet.

Der Evangelist Lukas hat alles auf Jerusalem ausgerichtet: Bereits das erste Kapitel beginnt im Tempel des Herrn zu Jerusalem mit der Verheißung der Geburt Johannes des Täufers (vgl. Lk 1,9), und dort endet auch das Evangelium. Nach der Himmelfahrt Jesu heiß es: "Dann kehrten sie mit großer Freude nach Jerusalem zurück. Und sie waren immer im Tempel und priesen Gott" (Lk 24,52f). Dann bleiben die Jünger in Jerusalem, bis an Pfingsten der Heilige Geist auf sie herabgekommen ist. Alle Ostererscheinungen in Galiläa lässt Lukas weg, nur die Ereignisse in Jerusalem interessieren ihn. Das ganze öffentliche Wirken Jesu hat sich seiner Darstellung nach abgespielt zwischen Jerusalem, Galiläa und wieder Jerusalem. Dabei stoßen wir in diesem Evangelium auf mehrere Stellen, an denen nur Lukas die heilige Stadt Jerusalem erwähnt: Bei der Verklärung Jesu wird schon vorausgeschaut auf seinen "Ausgang in Jerusalem" (Lk 9,51). Danach folgt nur bei Lukas der ausführliche "Reisebericht", in dem immer wieder auf das Ziel, auf Jerusalem, hingewiesen wird. Denn ein Prophet darf nur in Jerusalem umkommen (vgl. Lk 13,35). Nur bei Lukas weint Jesus über Jerusalem (vgl. Lk 19,41), und nur bei ihm ermahnt Jesus noch auf seinem Kreuzweg die weinenden "Töchter Jerusalems" über ihre eigene Not zu klagen (vgl. Lk 23,28).

All diese Beobachtungen, die sich noch vermehren ließen, lassen uns erkennen: Im morgigen Evangelien-Abschnitt beabsichtigt Lukas vor allem uns zu zeigen: Dieses Kind gehört in den Tempel zu Jerusalem. Derselbe Text wird, wie oben erwähnt, auch am 2. Februar als Evangelium am Fest der Darstellung des Herrn, gelesen. In der Ostkirche wurde der Tag als "Fest der Begegnung des Herrn" verstanden, da die Vertreter des Gottesvolks des Alten Bundes, Simeon und Hanna, Christus, den sie erwartet haben, entgegengehen. In der Antike ging man so einem ankommenden Herrscher entgegen, um ihn in die Stadt hinein zu geleiten; diese feierliche Zeremonie hieß *Hyp-apánte*. Im Brief nach Thessalonich greift Paulus dieses Bild auf und schildert uns die letzte Begegnung mit dem Herrn in einem kühnen Bild: Auf Wolken in die Lüfte entrückt, ereignet sich unsere Begegnung mit dem Herrn. "Und so werden wir immer gemeinsam mit dem Herrn zusammen sein" (1 Thess 4,17). Der morgige Sonntag gibt uns davon einen Vorgeschmack.

#### Zum 2. Sonntag nach Weihnachten

(Sir 24,1-2.8-12 (1-4.12-16 / Eph 1,3-6.15-18 / Joh 1,1-18)

In der Liturgie zeigt sich immer wieder neu ein feines Gespür für das Wesentliche an Bibeltexten. Aus dem Johannesprolog, den wir am 2. Weihnachtssonntag zum letzten Mal in der Weihnachtszeit vollständig hören, betonte sie vor dem Heiligen Abend in einer Vesper-Antiphon bei uns in Beuron einen wenig beachteten Vers: "Lex per Moysen data est, gratia et veritas per Jesum Christum facta est. – Das Gesetz ist gegeben worden durch Mose, die Gnade und die Wahrheit ist geworden durch Jesus Christus" (Joh 1,17).

Dieser heikle Vers wird heute nicht gern erklärt, weil befürchtet wird, eine Erläuterung könnte antisemitisch verstanden werden. Im übrigen Johannesevangelium wäre diese Sorge durchaus verständlich; an dieser Stelle ist sie jedoch unbegründet, denn da werden weder "die Juden" abgelehnt, die am Karfreitag Jesu Tod gefordert hatten, noch jene Menschen, die lieber Jünger des Mose sein wollten als des unbekannten Jesus, der den Blinden geheilt hatte (vgl. Joh 9,28f).

Was wollen die wenigen Wörter sagen? Sie beziehen sich nicht auf Personen zur Zeit Jesu und lehnen auch nicht Mose ab, sondern es geht um das Erbe der alttestamentlichen heiligen Schriften und ihren Stellenwert in der jungen Kirche. Das Johannesevangelium will keineswegs zeigen, dass sich die Schriften des Alten Bundes nicht mit denen des Neuen Bundes verbinden ließen. Im Gegenteil, in

keinem anderen Evangelium steht ein so positiver Satz über die empfangene Überlieferung wie im Gespräch Jesu mit der Samariterin am Jakobsbrunnen: "... denn das Heil kommt von den Juden" (Joh 4,22). Und ausdrücklich bestätigt Jesus, dass die alttestamentlichen Schriften "Zeugnis ablegen" für ihn (Joh 5,39). Zu seinen Zuhörern, die dem Mose Glauben schenken, sagt er: Dann "müsstet ihr auch mir glauben; denn über mich hat er geschrieben" (Joh 5,46).

Aus diesen Beobachtungen leiten nun aber einige Exegeten ab, Joh 1,17 betone, im Alten Testament sei schon alles gegeben, was sich im Evangelium dann nur noch voll entfaltet hat.

Manche Bibelwissenschaftler sehen das Verhältnis des Alten zum Neuen Testament ähnlich wie das der Tora zur Mischna, der sog. "Zweitlesung". Die Mischna, die schriftliche Fassung der rabbinischen Tradition, beginnt im 2. Jh. nC., und in den folgenden ca. drei Jahrhunderten entstand das reiche talmudische Schrifttum. Doch all diese Bücher des rabbinischen Judentums wollen nichts Neues bieten, sondern dem Leser helfen die "Weisung", die Tora, richtig auszulegen. – Auf diese Weise wird von einigen, auch christlichen Neutestamentlern unser Vers Joh 1,17 interpretiert: Aus dem, was Mose in der Tora dem Gottesvolk gab, habe sich die Lehre Jesu Christi entfaltet.

Folgerichtig spricht man dann vom "Ersten Testament", dem das Evangelium als "Zweites Testament" gefolgt wäre. Diese Sicht ist nicht richtig. Schon der Satzbau des griechischen Textes von Joh 1,17 weist auf einen Gegensatz hin. Denn dem oben zitierten Satz geht im Original noch ein "hóti" (denn) voraus, das nach dem semitischem Empfinden des (griechisch schreibenden) Autors dem untergeordneten Nachsatz gilt und damit den Gegensatz noch verstärkt, so dass eigentlich zu übersetzen wäre: "Denn während das Gesetz durch Mose gegeben worden ist, sind die Gnade und die Wahrheit durch Jesus Christus geworden". Zu schwach heißt es in der Einheitsübersetzung "die Gnade und die Wahrheit *kamen* durch Jesus Christus". Denn das gleiche Verb (*egéneto*) wurde schon von Johannes dem Täufer in Vers 6 gebraucht und hatte dort klar die Bedeutung "trat auf" oder "stand auf" oder "erstand". Joh 1,17 stellt also, bei aller Hochschätzung des großen Erbes der vorchristlichen Heiligen Schriften, einen wesentlichen Unterschied zwischen Mose und Jesus fest. Der Text spricht nicht von einer bloßen Weiterentwicklung der mosaischen Gebote hin zur Lehre der Nächstenliebe im Munde Jesu. Vielmehr wird eine "Weisung" abgelöst durch eine Person. Mose kündigte die neue, ganz andere Wirklichkeit nur an, in Jesus wird sie sichtbar. Er trägt nicht nur eine höhere Sittenlehre vor, sondern in seinem Leben und Sterben wird die Güte Gottes sichtbar.

Denn diese Güte Gottes ist gemeint mit der "Gnade und Wahrheit" (griechisch "cháris" und "alätheia") die bereits in Vers V. 14 genannt wurden: Als das Wort, der ewige Logos, ein schwacher Mensch, "Fleisch" wurde und unter uns gewohnt hat, da haben wir, "... seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater voll Gnade und Wahrheit" (Joh 1,14). In dem unscheinbaren Menschen aus Nazaret sahen die Jünger etwas aufleuchten, das die Theologen als die göttliche Natur des Sohnes bezeichnen.

Das Wort "cháris" (lateinisch "gratia") hat im Unterschied zum deutschen "Gnade" den Beiklang von etwas Schönem, Lieblichen. Dem Vater gefällt der Menschensohn, der sich wie ein Sünder taufen lässt, so sehr, dass eine Stimme vom Himmel ergeht: "Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich Gefallen gefunden habe" (Mt 3,17).

Und beim Wort "Wahrheit" erinnern wir uns an die Stelle aus dem Gespräch mit Nikodemus, an der Jesus von Menschen spricht, die Finsternis mehr liebten als das Licht, weil "ihre Taten böse waren". Ihnen werden andere gegenüber gestellt, die "die Wahrheit tun", und deshalb zum Licht kommen (Joh 3,19.21). "Wahrheit" ist also in der Sprache der Bibel das Gute, das zu tun ist. Pilatus versteht das nicht und fragt: "Was ist Wahrheit?" (Joh 18,38) Und die Antwort gibt Jesus kurz darauf durch das, was er ist, was er vorlebt. Wortlos steht Jesus vor dem römischen Präfekten als der Mensch, der für andere blutet (vgl. Joh 19,5) – der Gegensatz zum hellenistischen Ideal des schönen Menschen (kalós k'agathós). In ihm, in seinem selbstlosen Tun des Guten wird sichtbar: Er ist wirklich "der Weg, die Wahrheit und das Leben" (Joh 14,6).

\_\_\_\_\_

Wenn wir in der Liturgie Vers 17 des Johannesprologs singen, betonen wir: Als Gott Fleisch annahm, ereignete sich jene Wirklichkeit, die der Gottesgeist den heiligen Schriftstellern Israels schon Jahrhunderte vorher als Vorahnung gegeben hatte.

#### Zur Taufe des Herrn

(Jes 42,5a.1.4.6-7 / 1 Joh 5,1-9 / Mk 1,7-11)

Das griechische Wort "Sieg" (nike, lateinisch victoria) kommt im Neuen Testament nur ein einziges Mal vor, nämlich in der morgigen Lesung (1 Joh 5,4). Für die Griechen war Nike die Göttin, die immer den Stärkeren, eben den Sieger krönte. Besonders eindrucksvoll ist die Statue der Nike von Samothrake, die heute im Louvre von den Besuchern bewundert wird. Dort steht sie am oberen Ende einer weiten Treppe auf einem Schiffsrumpf (vgl. die beiden Abbildungen). Auf diesem Postament stand sie einst, als Paulus auf der Insel Samothrake anlegte (vgl. Apg 16,11), am obersten Umgang des Theaters als Brunnenfigur. Mit hellenistischem Fortschrittsoptimismus stürmt die Nike voran und wirft sich gleichsam in den Fahrtwind des Kriegsschiffs – begeistert vom errungenen Sieg.

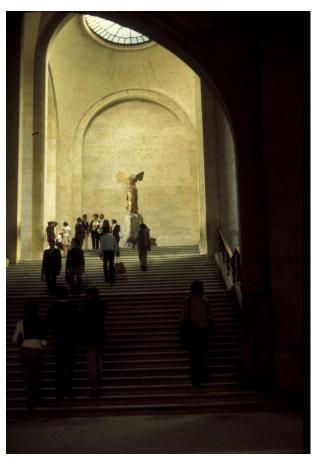




Abb. 1 und 2: Statue der Nike von Samothrake im Louvre/Paris

Im hebräischen, biblischen Denken klingt noch mehr an. Da geht es nicht nur um einzigartige militärische oder sportliche Siege. Das Alte Testament spricht nicht von einem "Sieg", einer *nike*, sondern von dem *schalom*, der umfassender und bleibend ist. Die übliche Wiedergabe mit "Frieden" lässt leicht vergessen, dass diesem "Frieden" oder "Heil" Kampf und Sieg vorausgegangen sind. Biblisch (und auch im heutigen vorderen Orient) haben "Sieg" und "Heil" absolut nichts mit ungestörter, gemütlicher Harmonie oder einem Kompromiss zwischen zwei Parteien zu tun. Erst wo einer allein siegreich herrscht, entsteht beständiges "Heil" im Sinne von *schalom*. – Das liegt unserem heutigen, westlichen Denken so fern, dass ich gerade in den zurückliegenden Weihnachtstagen mehrfach gefragt wurde, wo denn der von Jesus verheißene (vgl. Joh 14,27) "Friede" sei.

Aber in der morgigen Lesung, in der es heißt, unser Glaube an Jesus Christus sei unsere "Nike", geht es tatsächlich um den persönlichen Sieg (und das heißt auch: um den Kampf, der damit oft verbunden ist). Wir können den Text besser verstehen, wenn wir uns den Hintergrund des ersten Jahrhunderts bewusst machen, in dem schon viele mit dieser sieghaften Glaubensfestigkeit durch den Tod ins Leben eingingen: Stephanus, Jakobus, Petrus und Paulus. Ihr "Sieg" bestand nicht in irdischer Harmonie; vielmehr hielten sie sich an den einzig wirklich festen Punkt, an den Allherrscher Christus, während sich alles Irdische ändert und vergeht (vgl. 1 Joh 2,17).

Der Text aus dem Ersten Johannesbrief über den, "der durch Wasser und Blut gekommen ist: Jesus Christus" (1 Joh 5,6), passt also gut zum Fest der Taufe des Herrn im Wasser des Jordan, mit der sein Weg beginnt – durch Leiden und Blut zum siegreichen Heil. Wenn dann Jesus am Ostertag grüßt: "Friede euch!" (so die wörtliche Übersetzung von Joh 20,19.21.26), dann bedeutet das für uns: Ich habe für euch das ewige Heil errungen, sinngemäß also: "Wir haben gesiegt!"

Mit der Taufe beginnt Jesus seinen "Siegeslauf". Als getaufte Glaubende nehmen wir daran teil hin zu dem Frieden, den die Welt uns nicht geben kann (vgl. Joh 14,27).

#### Die Fastenzeit

#### **Zum 1. Fastensonntag**

(Gen 9,8-15 / 1 Petr 3,18-22 / Mk 1,12-15)

Am vergangenen Dienstag, am Ende der letzten Vesper vor der Fastenzeit, haben wir an das *Deo gratias* ein doppeltes *Halleluja* angefügt und es im feierlich österlichen Ton gesungen: "Dank sei Gott dem Herrn. Halleluja, Halleluja!"

Viele der verschiedenen Jubelrufe in den Karnevalstagen, von den Alemannen bis zu den Rheinländern, gehen wohl zurück auf dieses kirchliche Halleluja.

In vorchristlicher Zeit begegnet uns das Wort "Halleluja" als selbständiger Jubelruf erstmals im Buch Tobit. Als der junge Tobias glücklich von seiner schwierigen Reise heimgekehrt ist, stimmt sein Vater "zum Lobpreis Gottes ein Gebet" an, in dem er hofft, Jerusalem werde wieder aufgebaut und in den Straßen Jerusalems werde als Jubelruf erschallen: "Halleluja" (Tob 13,18). Und seitdem endet der Jubel nicht – über zwei Jahrtausende später (ca. 2010) entstand in der Großstadt Köln ein neues Lied, das schnell so beliebt war, dass alle einstimmen, wenn es heute zum Karneval in den Kölner Kneipen gesungen wird:

"Ich han jehoot, et jit e Leed dat jeder kennt un jeder singk [...] nimm d'r e Hätz un sing Halleluja!"

Für süddeutsche Leser:

"Ich hab gehört, es gibt ein Lied, das jeder kennt und jeder singt,[...] nimm dir ein Herz und sing Halleluja!"

Das hebräische Wort Halleluja ist kaum übersetzbar; denn beim jubelnden Gesang des "Hallelu-ja" klingen Stimmungen an, die eine bloße Übersetzung der Wortteile (wörtlich: "Lobet – den Herrn") nicht wiedergeben kann. Denn das "-ja" ist eine Kurzform des Tetragramms, der heiligen vier Buchstaben YHWH, die sicher niemals "Ja(hwe)" ausgesprochen wurden, also mit einem "we" am Ende. Vielleicht sagte man "Jahu", besser wäre es heute die Worte Adonai, Kýrios oder HERR zu gebrauchen

In den kommenden vierzig Tagen versagen wir es uns, dieses Lob zu singen. Warum?

Im morgigen Evangelium des ersten Fastensonntags hören wir: "Der Geist", der bei der Taufe auf Jesus herabkam (Mk 1,10), habe Jesus "hinausgetrieben", oder wörtlich "hinausgeworfen", in die Einsamkeit der Wüste (Mk 1,13). Wir folgen ihm in den kommenden "vierzig" Tagen, in der "Quadragesima", in die Stille der Vorbereitungszeit auf Ostern.

In dieser Zeit verstummt das Halleluja, einmal, weil eine Speise wieder besser schmeckt, wenn man sie eine gewisse Zeit nicht mehr gegessen hat. Die Liturgie der Mutter Kirche handelt wie eine gute Köchin.

Doch da gibt es noch einen viel tieferen Grund zum Verzicht. Die betende Kirche, die "ecclesia orans", betrachtet es als frohmachendes Geschenk freiwillig und stellvertretend Gott loben zu dürfen. Das ist kein Muss, sondern vor allem ein Dürfen für uns Geschöpfe, denen es so gut bekommt mit Freude Gott zu preisen. Die Freude am Loben des Herrn gilt vor allem für das österliche "Halleluja". Aber auch der freudige Christushymnus, das "Gloria" in der Eucharistiefeier, fällt während der

Quadragesima weg – selbst an den Sonntagen. Und in den letzten Tagen der Passion wird sogar auf den Lobpreis "Ehre sei dem Vater…" verzichtet.

Stattdessen gehen wir in diesen Wochen "in uns" und geben uns selbst ehrlich zu: Gott ist mächtig, ich bin schwach. Im Markusevangelium finden sich nicht die drei dramatischen Versuchungen Jesu durch den Teufel, die uns Mattäus und Lukas schildern. Doch auch in seinem kurzen Bericht wird Jesus als wahrer Mensch "vom Satan in Versuchung geführt" oder "versucht" (Mk 1,13). Hier steht im Griechischen dasselbe Verb "peirázo" wie in der Vaterunser-Bitte: "Und führe uns nicht in Versuchung" (Mt 6,13). Nach biblischem Sprachgebrauch besteht kein großer Unterschied zwischen "auf die Probe stellen" und "versuchen" – so kann man etwa Gen 22,1 übersetzen mit: "Gott stellte Abraham auf die Probe" oder "Gott versuchte den Abraham" (Gen 22,1). Ebenso kann in dem Markus-Vers, Jesus sei "vom Satan in Versuchung geführt" worden (Mk 1,13), dasselbe Verb "peirázo" auch mit "versuchen", "prüfen" oder "auf die Probe gestellt" übersetzt werden. Das Ergebnis einer solchen "Prüfung" kann sehr positiv ausfallen.

Doch wir werden geprüft, wir erleiden etwas – und das ist nicht leicht. Jesus lässt sich "passiv" vom Geist treiben und vom Satan versuchen. Manchmal ist es gut sich selbst ein "Fastenopfer" auszudenken. Doch wichtiger ist es "wachend und betend" bereit zu sein für Prüfungen. In ihnen wird Gott aktiv, er "erprobt" uns oder er lässt es zu, dass uns der Widersacher versucht. Sogar Petrus wurde für Jesus zum "Satan", als er Jesus vom Leidensweg abbringen und ihm einen bequemeren Weg suggerieren wollte (vgl. Mk 8,33). Gottes Prüfungen kommen meist überraschend und werden nicht immer als solche erkannt. Vor allem aber sind sie oft sehr schwer zu bestehen.

Jesus hält geduldig, also duldend, in der Wüste vierzig Tage durch, er "besteht" seine Prüfung sehr erfolgreich. Schließlich hören wir im Evangelium, Engel seien gekommen und hätten "ihm gedient" (Mk 1,13).

Nach diesem inneren Sieg beginnt etwas Neues. Jesus tritt in Galiläa verkündend auf. Und bis heute ruft der nachösterliche HERR uns zu: "Die Zeit ist erfüllt." Gott wurde Mensch und der Erniedrigte wurde erhöht (vgl. Phil 2,6-11). Denkt um und glaubt an dieses "Evangelium", das heißt an diese "Siegesnachricht" (Mk 1,15).

Der Jubel des ewigen Halleluja im himmlischen Jerusalem (vgl. Offb 19,1.3.4.6) wird in unserem Text noch nicht erwähnt – doch dürfen wir auch zu Beginn der Fastenzeit schon voll freudiger Erwartung an das österliche Halleluja denken.

#### Zum 2. Fastensonntag

(Gen 22,1-2.9a.10-13.15-18 / Röm 8,31b-34 / Mk 9,2-10)

Das *Sch'ma Israel*, das jüdische "Glaubensbekenntnis" beginnt mit den Worten: "Höre Israel, der HERR, unser Gott ist ein einziger Gott!" Kann ich auch als Christ dieses Bekenntnis zu einem einzigen Gott ehrlich mitsprechen? Wer gleich an drei Bilder oder Gestalten denkt – wer also Vater, Sohn und Geist als "drei Götter" betrachtet –, bekommt mit diesem Bekenntnis Probleme.

Wie ist es zu diesen Schwierigkeiten gekommen? Erst im 2. Jahrtausend haben Künstler nicht nur Christus, sondern auch Gottvater bildlich dargestellt, mit folgenschweren Auswirkungen bis heute. Solche Schwierigkeiten entstehen allerdings nicht, wenn man die Botschaft des heutigen Evangeliums von der Verklärung Jesu auf Tabor richtig versteht.

Wir hören zunächst, dass Jesus die drei Apostel Petrus, Jakobus und Johannes mitnimmt auf den Berg und dort vor ihren Augen "verklärt" oder "verwandelt" wird; das griechische Verb "meta-morphóo", das wir vom Fremdwort "Metamorphose" kennen, bezeichnet das Umwandeln in eine andere Form oder Gestalt. Die Kleider Jesu erscheinen "strahlend weiß, so weiß, wie sie auf Erden kein Bleicher machen kann" (Mk 9,3). Wer ist dieser Strahlende oder Verklärte? Je nach unserer Antwort auf diese Frage können wir auch antworten auf die oben gestellte Frage, ob wir das *Sch'ma Israel*, das jüdische "Höre Israel, der HERR, unser Gott ist ein einziger Gott!" mitsprechen – oder nicht.

Direkt nach der "Verwandlung" Jesu hören wir, dass vor den Augen der drei Jünger Elija und Mose erschienen: Offensichtlich hat der Verklärte auf Tabor etwas zu tun mit dem, der am Sinai zu Mose aus den Flammen sprach und ihm den geheimnisvollen Gottesnamen YHWH = "Ich-bin(-da)" offenbarte. Und noch ein anderer suchte diesen YHWH am Sinai, der Prophet Elija.

Diese beiden Männer, Elija und Mose, die den einen Gott Israels erkennen wollten, begegnen uns wieder im morgigen Evangelium von der Verklärung Jesu. Der Prophet Elija, der im 9. Jh. vC. lebte, war 40 Tage zum Sinai oder "Horeb" gewandert und erlebte dann dort diesen HERRN wie das leichte Säuseln eines Windhauchs (vgl. 1 Kön 19,12). – Jahrhunderte zuvor hatte auch Mose am Sinai ganz unerwartet diesen HERRN im Bild von Feuerflammen erlebt, die einen Dornbusch nicht verbrannten (vgl. Ex 3,2).

Mit Absicht habe ich Elija zuerst genannt. Denn bei Markus, und nur bei Markus, wird im Bericht über die Verklärung Jesu Elija an erster Stelle genannt. Mose begleitet ihn gleichsam; denn es heißt: "Da erschien ihnen Elija mit Mose" (Mk 9,4).

Schon auf der frühesten uns erhaltenen Darstellung der Verklärung, auf dem Apsis-Mosaik des Katharinenkloster am Sinai aus dem 6. Jahrhundert, ist der Markus-Text berücksichtigt. Denn Elija (zu erkennen an seinem in griechischen Buchstaben geschriebenen Namen  $+ H \Lambda IAC$ ) steht zur Rechten und Mose (+ MWICHC) nur zur Linken Jesu (auf dem Foto leider nicht erkennbar).



Abb. 3: Apsismosaik im Katharinenklosters (Sinai). Die Aufnahme aus dem Jahr 1968 war ursprünglich so dunkel, dass kaum etwas zu erkennen war. Doch nach einer Bearbeitung sind nun die Figuren deutlich sichtbar, ebenso die Namen der Jünger Johannes (+ IWANNHC, unten links) und Jakobos (+ IAKWBOC, unten rechts); leider sind gerade die Namen, auf die es mir eigentlich ankommt, nicht zu erkennen: Elija (der Gottsucher ist über der Figur des Johannes, auf dem Ehrenplatz zur Rechten Jesu dargestellt – also für den Bildbetrachter auf der linken Seite) und Mose (über der Figur des Jakobos). In der Mitte unterhalb des Christus – auf dem Foto abgeschnitten – wäre Petrus zu sehen.

Sowohl dem Evangelisten als auch dem Künstler, der das Mosaik schuf, scheint nicht der "Gesetzgeber" Mose der Wichtigste zu sein, sondern Elija als der große Gottsucher. Mose trägt keine Gesetzestafeln und Elija keine Prophetenrollen. Dem Verklärten werden in dieser Szene jene zwei Menschen zur Seite gestellt, die einst am Berg Sinai den einen Gott Israels suchten und sein Wesen in zwei ganz verschiedenen Erfahrungen erahnen durften: im Feuer und im leisen Windhauch.

In der Verklärungsgeschichte erkennen wir: Auf Tabor haben Elija und Mose in Jesus das gefunden, was sie einst am Sinai gesucht hatten: Er ist das einzige und letztgültige Bild des unsichtbaren HERRN und Gottes Israels (vgl. Kol 1,15).

Zugleich ist der HERR als der ewige "Sohn" seinem unsichtbaren "Vater", der auch einfach "die Liebe Gottes" genannt wird (2 Kor 13,13), wesensgleich (vgl. Joh 10,30). Und deshalb können auch wir ehrlich bekennen: "Höre Israel, unser HERR ist der eine und einzige Gott! "

#### **Zum 3. Fastensonntag**

(Ex 20,1-17 / 1 Kor 1,22-25 / Joh 2,13-25)

Um das Sonntagsevangelium von der Tempelreinigung besser zu verstehen, ist es hilfreich zu wissen: Im Deutschen gibt es nur ein Wort für "Tempel", im griechischen Text kommen aber zwei verschiedene Bezeichnungen vor. Am Anfang (Joh 2,14) steht für "Tempel" das Wort "hierón". Damit wird das ganze Areal des "Heiligtums" bezeichnet, also der große, durch die Tempelmauer abgetrennte Platz von ca. 500 Metern Länge. An seinen vier Seiten verliefen Säulenhallen, deren südliche "Königshalle" hieß. Man erreichte sie auf einer breiten Freitreppe oder über eine Rampe für die Opfertiere. Gleich hier boten die Geldwechsler und Händler den Pilgern ihre Dienste an. In diesem Randbereich des Tempels, also des hierón, ereignet sich die von allen Evangelisten berichtete "Tempelreinigung".

Im morgigen Abschnitt aus dem Johannesevangelium wird jedoch das andere Wort für "Tempel" wichtiger. Jesus spricht in V 19 nicht mehr vom "hierón", sondern gebraucht das griechische Wort "naós". Damit wurde der zentrale Bau, das "Haus des Herrn" bezeichnet, vor dem sich der Opferaltar befand, auf dem jeden Morgen und Abend Brandopfer dargebracht wurden. Zur Zeit Jesu war der naós von außen einem griechischen Tempelbau nicht unähnlich; typisch semitisch waren allerdings die drei Räume innerhalb des naós. Nur der Hohepriester durfte einmal im Jahr (vgl. Hebr 9,7) den innersten Bereich des naós, das Allerheiligste, betreten; denn dort war im naós "Gottes Wohnung". Mit diesem Bau vergleicht Jesus seinen Leib – nirgends sonst so ausdrücklich, wie hier im Johannesevangelium (V.21).

Und dann sagt er von dieser Gotteswohnung, er werde sie in drei Tagen "wieder aufrichten": Im Griechischen steht dasselbe Wort wie für "auferwecken", nämlich "egeiro".

Diese Symbolik, die in Jesu Leib den Tempel Gottes sieht, kann verschieden aufgegriffen werden. Auf ein Beispiel gehe ich ein: Schauen Sie Ihr Kruzifix an. Sie werden sehen, dass die Seitenwunde immer rechts eingezeichnet ist, obwohl das Herz doch links liegt. Der Grund dafür ist: Auf der rechten Seite des Tempels entsprang die Quelle Gihon, die in der Vision des Propheten Ezechiel zum segenbringenden Fluss anschwillt (vgl. Ez 47,1). Daher lautet eine Antiphon in der Osterzeit: "Vidi aquam egredientem de templo a latere dextro – Ich sah: Wasser entströmte der rechten Seite des Tempels." Der Leib Christi ist jetzt an die Stelle des alttestamentlichen Tempels mit seinem Opferaltar getreten. Die Seitenwunde Jesu ist zum "neuen Quell Gihon" geworden, zur neuen Quelle des Heils. Aus diesem Quell wird "der Geist des Mitleids und des Gebets ausgegossen", von dem der Prophet Sacharja geschrieben und angekündigt hatte, dass das Haus David und die Einwohner Jerusalems aufschauen werden zu dem, "den sie durchbohrt haben" (Sach 12,10; Joh 19,37; Offb 1,7).

So hatten also die Propheten das kommende Heil bereits Jahrhunderte vor dem Geschehen geahnt. Es lag für sie noch verborgen im Geheimnis (griechisch "mystérion") des göttlichen Heilsplans; doch dieser göttliche Heilsplan war es auch, der schon weit im Voraus ihre prophetische Zukunftsschau ermöglicht und verursacht hat (vgl. 1 Petr 1,10). Enthüllt aber wurde das Geheimnis erst (vgl. Eph 3,9), als Jesus sterbend am Kreuz "den Geist übergab". Da wurde sein Leib zum neuen Tempel und zum Ursprungsort der neuen (Tempel-) Quelle, die aus seiner Seite zu fließen begann (vgl. Joh 19,30.34).

Mit diesen Überlegungen zum "neuen" Tempel des Leibes Christi, der an die Stelle des (alttestamentlichen) Tempels tritt, lenken die Texte des 3. Fastensonntags unsere Gedanken schon hin auf die Große Woche (Hebdomada maior) der Passion und der Auferstehung Jesu.

#### Zum 4. Fastensonntag

(2 Chr 36,14-16.19-23 / Eph 2,4-10 / Joh 3,14-21)

Der Islam lehrt über Jesus: "... sie kreuzigten ihn nicht, sondern einen ihm ähnlichen" (Koran, Sure 4,156). Die Begründung ist: ein so gerechter Mensch könne nicht auf diese Weise ermordet worden sein. Auch mir fällt eine Antwort schwer, wenn ich gefragt werde: "Warum wurde Jesus gekreuzigt?" Doch nie wäre ich auf die eigenartige Begründung gekommen, die wir am 4. Fastensonntag im ersten Satz des Evangeliums lesen: "Wie Mose die Schlange in der Wüste erhöht hat, so muss der Menschensohn erhöht werden" (Joh 3,14). Was hat es mit der Erhöhung dieser Schlange auf sich und wieso "muss" auch der Menschensohn auf diese Weise erhöht werden?

Offenbar gibt es zwischen den beiden alttestamentlichen Textstellen, auf die hier angespielt wird, für Jesus etwas Verbindendes, und sie haben eine besondere Bedeutung für ihn. Denn Jesus selbst verweist den Nikodemus auf das, was im Buch Numeri (Num 21,8f) beschrieben wird: Israeliten, die während der Wüstenwanderung von Schlangen gebissen worden waren, wurden geheilt, wenn sie zu einer Kupferschlange aufschauten, die Mose an einer Stange aufgehängt hatte. Früher wirkte die Schilderung dieses "abergläubischen" Geschehens auf mich recht unhistorisch, eher wie eine Legende.

Doch dann wurde im März 1969 in der mittleren Nische eines midianitischen Heiligtums im Timna-Tal (im Norden der Sinai-Halbinsel, bei Elat am Roten Meer) eine kleine kupferne Schlange von 12 cm Länge mit vergoldetem Kopf ausgegraben. Da Mose Schwiegersohn eines midianitischen Priesters war (vgl. Ex 2,21), erscheint plötzlich die Schlangenverehrung während der Wüstenwanderung, die auf ca. 1200 v.C. datiert wird, nicht mehr so unwahrscheinlich.

In den folgenden Jahrhunderten wurde die eherne Schlange, "die Mose angefertigt hatte" (2 Kön 18,4), zusammen mit den Gesetzestafeln als etwas Heiliges aufbewahrt und verehrt, bis um 700 v.C. der Reform-König Hiskija diese Schlange, die er als etwas Heidnisches empfand, entfernen ließ. Damit wären Verehrung und Symbolik der ehernen Schlange beendet gewesen, wenn nicht ein anderer biblischer Autor fünf Jahrhunderte später wieder von ihr gesprochen hätte. Ohne ihn wäre unser Evangelientext kaum entstanden. Dieser uns unbekannte Schriftsteller, der Verfasser des Buchs der Weisheit, erinnert sich um 200 v.C. wieder an die von Mose erhöhte Schlange. Er deutet die erhöhte Schlange nun in einem ganz positiven Sinn als "Heilszeichen", als sýmbolon soterías (Weish 16,5f.): Wer auf die Schlange geschaut habe, so heißt es bei ihm, wurde nicht gerettet "durch das, was er anschaute, sondern durch Dich, den Retter aller" (Weish 16,7).

Wir leben in der nachösterlichen Kirche, können zurückblicken auf Kreuz und Auferstehung und wissen, dass das schmachvolle Aufhängen am Kreuz uns das Heil brachte. Trotzdem bleibt die Frage: Warum "musste" Jesus erbärmlich wie "ein Wurm" (Ps 22,7) am Kreuz erhöht werden? Die Antwort, dass nach Gottes ewigem, und das heißt: nach seinem nicht wandelbaren Ratschluss die Heilsgeschichte hinzielt auf das Kreuz, ist wohl für jeden von uns schwer verständlich. Doch der Evangelist sah das so, als er festhielt: Der Menschensohn "muss" erhöht werden, weil schon Mose – ohne es zu wissen – in der Wüste im Voraus auf den Retter aller Menschen verwiesen hatte. An diesen universalen Rettungs-Willen Gottes knüpft der Evangelist an und lässt Jesus sagen: "Denn so sehr hat Gott die Welt geliebt", dass er seinen einzigen Sohn "gab". Diese wörtliche Übersetzung enthält mehr als das in der Einheitsübersetzung verwendete Wort "hingab", das meist auf den Kreuzestod bezogen wird. Doch Gott "gab" seinen Sohn aus der Ewigkeit in unsere irdische raum-zeitlich begrenzte Welt, um uns zu retten als der am Holz schmählich "erhöhte" und dadurch "verherrlichte" Knecht des Herrn (Jes 52,13 LXX: hypso-thäsetai kai doxa-sthäsetai).

Der morgige Sonntag in der Mitte der Fastenzeit ist nach dem Anfangswort des Introitus benannt, "Laetare [Jerusalem]", "Freue dich, Jerusalem". Der Eröffnungsvers lädt ein fröhlich zu sein und uns freudig "satt zu trinken an der Quelle göttlicher Tröstung" (vgl. Jes 66,10f). Solcher Trost findet sich für den Apostel Paulus in den heiligen Schriften; denn "was einst geschrieben worden ist, ist ge-

schrieben [...], damit wir durch den Trost der Schrift Hoffnung haben" (Röm 15,4). Das gilt auch für die Schriften über die erhöhte Schlange:

Einmal können wir uns darüber freuen, dass wir in unserer Bibel das Buch der Weisheit haben – denn zu den heiligen Schriften des Judentums gehört es heute nicht mehr: Das Synedrium entschied auf seiner Synode von Jamnia um das Jahr 100 nC., griechische Texte (wie das Buch der Weisheit) aus der "hebräischen Bibel" auszuschließen, sodass ein verkürzter Kanon entstand. Eine zweite Freude könnte darin liegen, dass wir entdecken: Der Gottesgeist wirkte so in den Schriftstellern des alten Bundes, dass es uns Christen möglich ist an vielen Stelle einen "roten Faden" zu finden, der zielstrebig hinführt zu Christus – vor der Zeit der Aufklärung nannte man das ganz selbstverständlich "Inspiration". Schon oft habe ich gemerkt: Wer bereit ist, sich auf die im Geist Christi begründete Einheit unserer Bibel betrachtend einzulassen, wird immer wieder von neuen Entdeckungen und Einsichten überrascht. Wie einst dem Apostel Paulus, so schenken die heiligen Schriften auch noch uns – heute am Sonntag Laetare – Hoffnung, Trost und Freude.

#### **Zum 5. Fastensonntag**

(Jer 31,31-34 / Hebr 5,7-9 / Joh 12,20-33)

Mit dem 5. Fastensonntag, der früher Passionssonntag genannt wurde, beginnen die Tage der "Passionszeit". Von nun an bis Ostern ändert sich der Grundton der Liturgie. Am deutlichsten sichtbar ist, dass bis zum Karfreitag die (früher oft juwelengeschmückten) Kreuze – und damit auch der "Glanz" des am Kreuz Erhöhten – verhüllt werden: Nicht erst am Gründonnerstag beginnt die Zeit, in der sich der HERR "aus freiem Willen dem Leiden unterwarf" (II. Hochgebet) und von seinem Vater gerade deshalb auferweckt und erhöht worden ist. Vor einigen Jahren schrieb mir jemand während dieser Tage: "Schwierig ist für mich die Vorstellung: Jesus als Mensch sagt Ja zu seinem Vater und ist doch selbst auch gleichzeitig Gott ... "Gemeint war da wohl die für uns Menschen naheliegende Vorstellung: Niemand kann zugleich befehlender Herrscher und gehorsamer Untertan sein. Doch bereits die Zuweisung solcher Rollen für Vater und Sohn trifft nicht das Bild, das im Neuen Testament gezeichnet wird. Dort "liebt der Vater den Sohn" (Joh 3,35), und der Sohn fühlt sich eins mit seinem Vater (vgl. Joh 14,9), so sehr, dass wir sagen dürfen, der Vater und der Sohn seien ihrem Wesen nach gleich. Der Vater des Neuen Testaments, mit dem sich Jesus eins weiß (vgl. Joh 10,30), ist eben gar kein befehlender Herrscher, vielmehr ist er die Liebe (vgl. 2 Kor 13,13); und der Sohn ist kein eigensinniger Untertan, der zu gehorchen hat, sondern ein Mensch, der von sich selbst sagt: "Meine Speise ist es den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat" (Joh 4,34). Der Gehorsam, der im Alten Testament noch "Gottesfurcht" genannt wurde (vgl. Ps 34,12; 36,2; 111,10), "schmeckt" Jesus so gut wie eine kräftigende Nahrung. An anderer Stelle kann er sagen: "Was nämlich der Vater tut, das tut in gleicher Weise der Sohn" (Joh 5,19). Was der Vater tut, hörten wir am letzten Sonntag: Er gibt seinen Sohn; denn so sehr liebt er die Welt (vgl. Joh 3,16). Und auch vom Sohn werden wir in den kommenden Kartagen hören, er habe die Seinen bis zum Äußersten geliebt (vgl. Joh 13,1).

Das oben beschriebene Problem liegt also gar nicht in einer Spannung zwischen Vater und Sohn oder zwischen der menschlichen und göttlichen Natur Jesu. Eher entstehen unsere Schwierigkeiten dadurch, dass unsere Vorstellung von Gott sehr irdisch ist – es sind offensichtlich eher unsere menschlichen Maßstäbe, die uns den Weg verbauen zum Verstehen dessen, was göttliche Größe ausmacht. Wir vergessen so leicht, was wir auch in dieser Fastenzeit oft gehört haben: "Denkt um!" Oder: Wer sich erhöht, wird zum Erniedrigten werden, der Niedrige aber – oder anders ausgedrückt: der Demütige, der sich selbst ganz ehrlich und nüchtern betrachtet – wird vor Gott groß sein! Hier wird deutlich: Menschlichen Maßstäben entspricht das nicht, wohl aber können wir nur mit einer solchen Wertskala die wahre Größe jenes Gottes verstehen, der sich in Jesus geoffenbart hat. Bereits im Alten Testament wird betont: Die "Größe" des "Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs" liegt in seiner Kraft, sich selbst zu erniedrigen, "herabzusteigen" zum "Elend" seines Volkes (Ex 3,8.7). Das Neue Testament nennt dieses Herabsteigen, die Menschwerdung Gottes, "Entäußerung". (Der Sinn dieses biblischen Wortes ist bildlich etwa: Wir "veräußern" einen lieben Wertgegenstand, oder wir "ent-

äußern" uns des Mantels; ähnlich gibt der HERR seine Machtfülle auf.) Man könnte auch sagen: Unser Gott ist so groß, weil er so sehr selbstlos liebt. Er offenbart nämlich seine Allmacht weniger im Ordnen der Sternenbahnen oder als Lenker der Weltgeschichte, sondern vor allem in seiner Barmherzigkeit oder Huld. Nur ganz große Persönlichkeiten haben die innere Kraft dem zu verzeihen, der sie persönlich beleidigt hat. Doch der überlegene Schöpfer des Alls ist so groß, dass er sogar die vielen Beleidigungen durch seine eigenen Geschöpfe verzeiht. Diese allmächtige Güte wurde für uns sichtbar in unserem HERRN Jesus Christus, der den Menschen, die zu ihm kommen ihre Sünden vergibt (vgl. Mk 2,7). Als wahrer Mensch und als wahrer Gott ist er frei von jedem Egoismus, er lebt und stirbt, um das Werk seines Vaters zu vollenden (vgl. Joh 17,4).

Für uns ist das so schwer verständlich, weil für uns selbstloser Gehorsam oder Demut kaum etwas Großes und Erstrebenswertes sind. Doch nach den paradoxen Maßstäben Gottes wird verherrlicht, was unscheinbar untergegangen ist. Davon spricht morgen Jesus in seiner letzten öffentlichen Rede im Bild des Weizenkorns, das nur fruchtbar wird, wenn es stirbt. Dabei hören wir auch von Jesus, er sei "erschüttert" im Hinblick auf das bevorstehende Leiden (Joh 12,27). Doch aus freiem Willen bejaht er sein Sterben – gerade auch als der wahre Mensch. Ihm, der uns diese Wahrheit verkündet und vorlebt, sollten wir ähnlich werden (vgl. Joh 12,26; 18,37). Das ist hart. Aber das ist es, was die Apostel nach Ostern staunend verkünden und wofür sie selbst als Zeugen in den Tod gehen: Wir haben erkannt, dass in Jesus von Nazaret Gott für uns Mensch geworden ist. Nicht nur der morgige Textabschnitt aus dem Johannesevangelium spricht von dem Geheimnis, wie Niedriges groß wird. In der nächsten Woche werden wir mehrmals Paulus hören, der an die Philipper schreibt: "Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht: Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz. Darum hat ihn Gott über alle erhöht" (Phil 2,5-9).

Die zu Beginn zitierten Schwierigkeiten schwinden in dem Maße, in dem uns klar wird, dass in Christus der wahre Mensch und der wahre Gott eine untrennbare Einheit bilden; denn als restlos guter Mensch und als Sohn Gottes will Jesus dasselbe: verwirklichen, was der Wille seines Vaters ist.

Guten Beginn der Passionszeit mit ihren so wichtigen Fragen und ihren für uns so entscheidenden Antworten.

### **Zum Palmsonntag (6. Fastensonntag)**

(Mk 11,1-10 oder Joh 12,12-16 / Jes 50,4-7 / Phil 2,6-11 / Mk 14,1 – 15,47)

Am Anfang des 20. Jahrhunderts galt das besondere Interesse der Exegeten den "echten Jesusworten"; denn man ging davon aus, dass die Botschaft Jesu nur in seinen eigenen Worten – die letzten sprach er sterbend am Kreuz – gültig zum Ausdruck komme.

Demgegenüber sollen meine Gedanken zum heutigen Palmsonntag zeigen: Das eigentliche Evangelium, die Frohbotschaft Jesu Christi, konnte überhaupt erst nach Ostern und kraft des Geistes Christi, des "Beistands", und von sehr verschiedenen Glaubensboten verkündet werden – was sowohl für die erste mündliche Verkündigung als auch für unsere vier schriftlichen Evangelien gilt. –

Über den Namen des letzten Sonntags vor Ostern, den "Palmsonntag", machen wir uns wohl selten besondere Gedanken; denn die Zweige, die wir, nachdem sie gesegnet wurden, in die Kirche tragen, scheinen den Namen zu rechtfertigen. Doch tatsächlich hören wir im heutigen Evangelium nichts von Palmen. Vielmehr berichtet Markus von Menschen, die ihre Kleider vor Jesus ausbreiten, und dann heißt es: "... andere rissen auf den Feldern Zweige von den Büschen ab und streuten sie auf den Weg" (Mk 11,8) – ein Wortlaut, der eigentlich nicht an einen "Palmsonntag" denken lässt. Dazu hat ein anderer Text geführt, der erst mehrere Jahrzehnte später entstand. Er findet sich in dem Abschnitt des Johannesevangeliums, der morgen vor dem Einzug in die Kirche wahlweise gelesen werden kann: "Da nahmen sie Palmzweige, zogen hinaus, um ihn zu empfangen" (Joh 12,13).

Wir stehen also vor recht verschiedenen Übermittlungen des Geschehens. Welche Sicht ist für uns wichtig? Dazu möchte ich heute auch fragen: Was können wir überhaupt aussagen über das, was sich in den Tagen vor dem 7. April des Jahres 30 nC., dem historisch und astronomisch plausibelsten Datum für den Tod Jesu am Kreuz, wirklich ereignet hat? Vorher schauen wir auf das, worauf dann Markus bei seiner Schilderung mindestens 20 Jahre später Wert legt. Und worauf kommt es Johannes – noch einmal etwa 40 Jahre später – an? Was ist von all dem bedeutungsvoll für uns, wenn wir heute Palmsonntag feiern?

Beginnen möchte ich also mit der frühsten schriftlichen Überlieferung der Ereignisse, dem Markusevangelium. Wie oben erwähnt, wird dort auch der umjubelte Einzug Jesu in Jerusalem geschildert. Doch die Passionsgeschichte, die wir heute hören, beginnt mit etwas anderem: der Salbung in Betanien. Da zerbricht eine Frau ein teures Alabastergefäß, dann heißt es: Und sie "goss das Öl über sein Haar" (Mk 14,3). Das Wort "Haar" steht allerdings nicht im Text, es geht nicht um Kosmetik oder um duftende Haare. Im griechischen Original heißt es eindeutig: "... goss es aus auf sein Haupt" (griechisch "kephalä"), und das lässt im damaligen Kontext eher an die Salbung eines Königs denken. Denn das Ausgießen von Öl auf das Haupt bedeutete: Du bist zum König erwählt (so bei Saul, 1 Sam 10,1), und du bist "gesalbt" (so bei David, 1 Sam 16,13). Markus spricht also von einem König, allerdings von einem König, der um die bevorstehende Tragödie weiß. Denn als der großzügigen Frau Verschwendung vorgeworfen wird, verteidigt er sie mit den Worten: "Sie hat im Voraus meinen Leib für das Begräbnis gesalbt" (Mk 14,8).

Doch welche tatsächlichen, historischen Ereignisse in den Tagen vor dem Frühlingsvollmond 30 nC. liegen dem "Palmsonntag" zugrunde? Anscheinend erwarteten damals große Teile der Bevölkerung, dass Jesus sich als politischer Messias erweisen würde, als ein Retter, der Israel von der römischen Besatzungsmacht befreit; sie jubelten ihm also mit falschen Hoffnungen zu. Und dieser "Scheintriumph" wurde von Jesus offensichtlich dadurch verstärkt, dass er sich ein Reittier besorgen lässt, auf dem er "wie ein König" nach Jerusalem einzieht. Zusammen mit der folgenden Tempelreinigung provozierte Jesus die Priesterschaft damit so sehr, dass es zur Katastrophe kommen musste. Bei dieser rein historischen Betrachtung des Einzugs in Jerusalem spielen Kreuzigung und Auferstehung noch keine Rolle.

Anders verhält es sich bei Markus. Er schreibt Jahrzehnte später für Menschen – wohl in Rom –, die um die Auferstehung Jesu und die schnelle Ausbreitung des Christentums wissen. Deutlich teilt er mit, dass sich der wahre Gesalbte als Reittier einen Esel bringen lässt mit der Begründung: "Der HERR braucht ihn" (Mk 11,3). Auch der König Salomo ritt auf einem Maultier zu seiner Salbung (vgl. 1 Kön 1,33), und auch vor dem neugesalbten König Jehu wurden Kleider ausgebreitet (vgl. 2 Kön 9,13). Mit dem Einzug in Jerusalem verkündet Markus also einen König – doch dieser Szene stellt er die Salbung voraus, die Jesus schon auf sein Begräbnis bezieht. Wir hören von den Hosanna-Rufen der Menge und von ihrer Erwartung einer erneuerten "Königsherrschaft Davids" (vgl. Mk 11,9f) – doch bei Markus wird Jesus zwar als König, jedoch noch nicht als Sieger gezeichnet.

Einen weiteren Aspekt des heutigen Tages zeigt uns gegen Ende des 1. Jh. der Evangelist Johannes, wenn er den Geschehnissen die "Palmzweige" hinzufügt. In der römisch-hellenistisch geprägten Zeit Jesu waren große Palmwedel Siegeszeichen. Als die Makkabäer, gesetzestreue jüdische Freiheitskämpfer, um 165 vC. den Krieg siegreich beendet hatten, zogen sie wieder in Jerusalem ein, und dabei "trugen sie Palmzweige in den Händen und sangen Freudenlieder" (1 Makk 13,51). Auch Münzbilder dieser Zeit zeigen neben der Siegesgöttin Palmzweige als Siegessymbole. Vor diesem Hintergrund wird klar: Die Menschen im Johannesevangelium tragen Palmwedel, um Jesus wie einem siegreichen König entgegen zu gehen und ihn feierlich in die Stadt einzuholen. Viel stärker als bei Markus wird der HERR hier schon gesehen als der, der den Tod bezwungen hat und siegreich von den Toten auferstanden ist. Durch ein Zitat aus dem Propheten Sacharja wird das noch unterstrichen: Der siegreiche Friedensfürst reitet ein (vgl. Sach 9,9f).

In den Evangelientexten kommen also eindeutig neue Elemente zu dem hinzu, was sich historisch im Jahr 30 ereignet hat. Profane Historiker interessieren sich mit Recht nur für dieses vorösterliche Ge-

schehen. Doch die Bedeutung unserer Evangelien liegt gerade darin, dass sie nachösterliche Verkündigung sind. Denn der Geist Christi, der Paraklet, hat die Jünger erst nach Ostern in die volle Wahrheit eingeführt (vgl. Joh 16,13), und so ist für uns die Sicht der Evangelisten treffender, wobei Johannes uns gleichsam die reifste Frucht schenkt. Dabei erklärt er selbst ausdrücklich, die Jünger hätten vor Ostern die Tiefe des Geschehens noch gar nicht verstehen können. Erst als Jesus verherrlicht war, wurde ihnen "bewusst, dass es so über ihn in der Schrift stand" (Joh 12,16). Die Hosanna rufende Menge hatte noch nicht an Ostern gedacht – sie konnte es gar nicht. Erst die Darstellung mit Siegespalmen hat mit Recht diesen Sonntag zum "Palmsonntag" gemacht.

Auch heute noch wirkt der Geist Jesu, der heilige Geist, in seiner Kirche. Er will uns hinführen zum ewigen Palmsonntag, an dem wir zu der großen Schar aus allen Völkern gehören, von der es in der Offenbarung des Johannes heißt: "Sie standen in weißen Kleidern vor dem Thron und vor dem Lamm und trugen Palmzweige in den Händen" (Offb 7,9).

#### **Die Osterzeit**

#### **Zum 1. Ostersonntag (Osterfest)**

(Nacht: Mk 16,1-7 / Tag: Joh 20,1-18)

Zeit und Ewigkeit berühren sich in der Osternacht auf eine geheimnisvolle, nicht leicht ersichtliche Weise, die biblisch "Mysterium" genannt wird. Schon zu Beginn der Karwoche stießen wir auf ein für das Verständnis dieser Tage wichtiges Problem, als am vergangenen Palmsonntag bei der Einführung in die Sonntagstexte hier in Beuron ein Teilnehmer fragte: "Als Jesus auf dem Esel in Jerusalem einritt – war er sich da bewusst, dass er jetzt nach dem Wort des Propheten Sacharja handelt?" Sacharja hatte Jahrhunderte vorher geschrieben: "Juble laut, Tochter Zion … Siehe dein König kommt, … er ist demütig und reitet auf einem Esel …" (Sach 9,9). Ich versuchte zu erklären: Wir Menschen sehen die Dinge nacheinander als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Vor Gottes Auge ist alles gegenwärtig, sein ganzer Heilsplan. Nicht ganz überzeugt fragte der Teilnehmer zurück, ob das auch für Jesus gilt, der ja auch ganz wahrer Mensch war.

So will ich einen neuen Klärungs-Versuch unternehmen und heute bei der Zeit zwischen Karfreitag und Ostern ansetzen. Könnte jemand die ganze Menschheitsgeschichte überblicken, wie würde er diese Tage sehen? Ich denke, das, was er in der "Mitte" der Heilsgeschichte, also an der Schnittstelle zwischen Altem und Neuem Bund entdecken könnte, lässt sich bildlich treffend beschreiben als ein mächtiges, Wärme und Licht ausstrahlendes Feuer. "Die Stunde" Jesu, in der er das Werk vollendet, sein Blut vergießt und so den neuen und ewigen Bund Gottes mit den Menschen stiftet, ist die glühende, zeitlos Wärme ausstrahlende "Mitte". Schon die Propheten des Alten Bundes spürten etwas von den Strahlen dieses Feuers.

Wenn wir diese Perspektive einnehmen, eröffnet sich ein neuer Zugang. Demnach dürfen wir Ostern "zeitlos" sehen, also nicht in der chronologischen Reihenfolge: Gründonnerstag, Karfreitag Ostersonntag, und danach die freudige, nachösterliche Zeit. Obwohl uns als irdischen Menschen ein Erfassen ewiger Dinge nie wirklich möglich sein wird, möchte ich heute einmal darüber nachdenken, was es bedeuten würde die Auferstehung zumindest ein wenig von der Ewigkeit her zu sehen.

Ausgehen möchte ich dabei von einer ewigen, immer lebendigen Wirklichkeit: "Gott ist die Liebe" (1 Joh 4,16). Während wir, Gottes Schöpfung, nur existieren, weil er uns liebt, existiert er als die ewige Liebe und als das ewige Leben (vgl. Joh 1,4) auch dann, wenn wir ihn nicht lieben. Seine Ewigkeit und die Geschichte unserer Rettung berühren sich, und doch besteht zwischen ihnen eine Spannung.

Sie wird besonders spürbar beim Geschehen zwischen Karfreitag und Osternacht. Da haben wir in der "Lateinischen" Westkirche Bilder vor Augen, die grundverschieden sind von denen in den (ebenfalls katholischen) Ostkirchen. Unsere abendländischen Künstler stellen dar, wie Jesus vom Kreuz genommen und ins Grab gelegt wird, dann kommen die salbenden Frauen zum Grab, die Bilder zeigen die Engel, und dann schwebt der Auferstandene im Strahlenglanz in den Himmel empor. Nur wenigen ist bewusst, dass auf solchen Bildern etwas dargestellt wird, was im Neuen Testament nirgends beschrieben ist. Die Künstler haben für ihre Osterbilder die Schilderungen der Verklärung übernommen. Für die nachfolgenden Ostertage werden dann – eher dem Text entsprechend – die freudigen Begegnungen mit dem Wanderer auf dem Weg nach Emmaus oder mit dem Gärtner, der sich der Maria aus Magdala zu erkennen gibt, gezeigt.

Für die Maler der Ostkirchen dagegen ist "Auferstehung", auf griechisch "Anástasis", etwas ganz anderes. Sie erleben Ostern als eine Explosion, die im Mittelpunkt der Heilsgeschichte aufbricht – und dadurch zugleich wie das oben beschriebene "zeitlose Feuer" die ganze Geschichte der Menschheit erhellt. Denn seine Strahlkraft erleuchtet nicht nur die "Zukunft", die Zeit nach Ostern, sondern wirkt auch zurück in die Jahrtausende der Menschheitsgeschichte von Adam bis Christus. Zwar beten auch wir westlichen Christen im Apostolischen Glaubensbekenntnis: "Gekreuzigt, gestorben und

begraben, hinabgestiegen in das Reich des Todes" ("descendit ad inferos") – doch unsere Osterbilder zeigen uns das nicht. Wenn im Osten eine Ikone, ein Mosaik oder ein Fresko mit dem Wort "Anastasis" überschrieben ist, dann zeigt es nicht "nur" die Auferstehung Christi, sondern schildert lebendig die Befreiung und Auferstehung unserer Urahnen. Auf Zypern sah ich ein frühchristliches Fresko, auf dem Christus die Eva an der Hand fasst und aus der Unterwelt heraufführt, Adam steht daneben. Meist wird auch dargestellt, wie Christus als Sieger über den Tod Tore und Riegel, Schlösser und Ketten zersprengt; denn er "hat die Schlüssel zum Tod und zur Unterwelt" (Offb 1,18).

Im Neuen Testament spricht der 1. Petrusbrief vom Abstieg in die Unterwelt: Jesus Christus wurde "dem Fleisch nach getötet, dem Geist nach lebendig gemacht. So ist er auch zu den Geistern gegangen, die im Gefängnis waren, und hat ihnen gepredigt" (1 Petr 3,18f). Mit den "Geistern im Gefängnis", denen Christus als der "dem Geist nach lebendig gemachte" predigt, sind hier die vom Leib getrennten Seelen Verstorbener früherer Zeiten gemeint, die eingeschlossen in der Unterwelt schmachten. Ihnen verkündet Jesus Christus seinen Ostersieg, der für sie die Befreiung bedeutet. Auch sie wurden "erlöst", auch sie sind mit einbezogen in das Ereignis, das alle Räume und Zeiten der Menschheitsgeschichte umfasst.

In der römisch-katholischen Kirche hat sich die bildende Kunst dieses Themas nicht angenommen. Wohl aber ist es in liturgischen Texten der Osterzeit lebendig. Im Morgengebet, in den Laudes, wird der Hymnus gesungen "Aurora lucis rutilat" ("Im Morgenrot jubelt die Welt"), in dem es heißt:

"Cum Rex ille fortissimus, "Denn der starke König,

Mortis confractis viribus, der die Macht des Todes zerbrach,

Pede conculcans tartara, zerstampfte die Unterwelt,

Solvit a poena miseros." erlöste von ihrer Strafe die Armen."

Und im Hymnus zur Vesper singen wir in Beuron:

"O vere digna hostia, "O wahrhaft würdiges Opfer, Per quam fracta sunt tartara, das die Unterwelt aufbrach, Redempta plebs captivata, das gefangene Volk erlöste

Reddita vitae praemia." und als Lohn das Lebens verlieh."

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil werden auch wir in der Westkirche ermutigt das Ostergeschehen wieder in dieser überzeitlichen Weise zu sehen als das wichtigste Ereignis für alle Menschen, auch diejenigen, die vor Christus lebten. Daher wurde ein neues Hochgebet, der IV. Kanon, eingeführt, in dem wir nach der Wandlung ausrufen: "Wir verkünden den Tod deines Sohnes und sein Hinabsteigen zu den Vätern, bekennen seine Auferstehung und Himmelfahrt und erwarten sein Kommen in Herrlichkeit."

So gesehen, lässt uns nicht nur das Osterfeuer, sondern mehr noch jede Eucharistiefeier daran denken, dass jetzt etwas aufleuchten will vom "zeitlosen", ewigen Feuer des göttlichen Lebens, das im Ostergeheimnis für die Menschen aller Zeiten zum Licht und zum Heil geworden ist.

In Caesarea am Meer, im Haus des römischen Hauptmanns Cornelius, verkündet Petrus erstmals vor Heiden die Frohe Botschaft. In dieser heutigen Lesung fällt eine kleine Bemerkung, über die wir leicht hinweglesen; Petrus sagt: Gott habe Jesus "erscheinen lassen, zwar nicht dem ganzen Volk, wohl aber den von Gott vorherbestimmten Zeugen" (Apg 10,41). Im Sprachgebrauch der Bibel ist es möglich "Zeuge" geistiger Wirklichkeiten zu sein; so heißt es beim Propheten Jesaja: "Ihr seid meine Zeugen" (Jes 43,12). Dabei sollen die Angesprochenen bezeugen, dass der Herr ihr Retter ist, der zu Recht von sich sagt: "Ich allein bin Gott." Biblisches Bezeugen ist von fester, persönlicher Überzeugung abhängig. Sie wurde nur "vorherbestimmten Zeugen" verliehen, nicht aber allen Menschen. So ist es auch mit der Auferstehung: Auch eine heutige Kamera hätte den auferstandenen Jesus und seinen Auferstehungsleib damals nicht "gesehen". Was war das einzigartige daran?

Johannes weist uns im Evangelium ganz direkt hin auf mehrere Eigenschaften dieses auferstandenen Leibs des Herrn.

Zuerst schildert er uns, wie kein anderer Evangelist, die unberührte Lage der Leichentücher im Grab (vgl. Joh 20,7). Das bedeutet, dass der Leib Jesu nicht mehr da ist, und dass sein Leib nicht gestohlen wurde; denn sonst wären die Tücher nicht mehr so unberührt.

Einen zweiten Schritt führt uns Johannes bei der Begegnung mit Maria von Magdala. Jesus sagt ihr zwar nicht, wie man früher übersetzte: "Rühr mich nicht an" (Noli me tangere), wohl aber: "Halte mich nicht fest!" (Joh 20,17); denn er gehört schon nicht mehr in diese Welt von Raum und Zeit.

Diesen Gesichtspunkt wird der Bericht über das Erscheinen im Jüngerkreis am kommenden zweiten Ostersonntag verstärken. Zweimal heißt es da von diesem Auferstandenen: Er stand überraschend in ihrer Mitte "bei verschlossenen Türen" (Joh 20,19.26).

Damit nun aber nicht der Eindruck entsteht, es handle sich beim auferstandenen Herrn um eine rein geistige Wirklichkeit, beschreibt Johannes dabei zugleich, dass bei dieser zweiten Erscheinung vor den Jüngern Tomas die Wunden des gekreuzigten Jesus von Nazaret gezeigt werden. Obwohl er nicht mehr an Raum und Zeit gebunden ist, ist der auferstandene Jesus ein und derselbe wie der gekreuzigte Jesus.

Als moderne Menschen fragen wir nach dem historischen Wert der uns vorliegenden schriftlichen Quellen. Dabei stoßen wir auf die Tatsache, dass die älteste Nachricht über die Auferstehung nicht in einem der vier Evangelien, sondern im früheren Brief an die Korinther zu finden ist (vgl. 1 Kor 15,4). Doch Paulus war selbst nicht Zeuge einer Erscheinung in den Tagen nach dem Karfreitag; er ist "nur" Zeuge dessen, was er etwa fünf Jahre nach der Passion Jesu vor Damaskus erlebt hat (vgl. Apg 22,15). Im Korintherbrief geht es ihm aber um die Botschaft der Apostel, die vor ihm verkündeten, dass Christus für unsere Sünden gestorben ist, begraben wurde und am dritten Tag auferstanden ist. Paulus schreibt hier ausdrücklich als einer, der das weitergeben will, was ihm selbst vorher als das grundlegende Evangelium bezeugt wurde (vgl. 1 Kor 15,1-5).

Im Neuen Testament selbst lesen wir also: Vor allem Schriftlichen wurde das "Evangelium" von Jesu Tod und Auferstehung mündlich von Zeugen verkündet – und wir heute sind letztlich in derselben Lage wie Cornelius, dem Petrus in der heutigen Lesung die Auferstehung Jesu bezeugt: Wir glauben dem Zeugnis der Apostel über den auferstandenen Jesus ohne selbst den Auferstandenen gesehen zu haben und ohne diesen Glauben durch Texte eines direkten Zeugen der Auferstehung beweiskräftig belegen zu können.

Der Glaubensartikel von der "apostolischen Kirche" besagt demnach noch mehr als der vorausgehende von der "katholischen Kirche": Unseren Oster-Glauben können wir nie "verbrieft" bekommen oder – in heutiger Sprache – als E-Mail mit "Beweisfoto" im Anhang erhalten. Nur wenn wir den Mut haben dem Zeugnis der Apostel zu glauben, können wir glaubend "sicher" sein (denn biblischer "Glaube" hat etwas mit "Festigkeit" zu tun), dass wir zur Kirche Jesu gehören – und können in seiner Kirche mitsingen beim österlichen Halleluja.

## Zum 2. Ostersonntag (Weißer Sonntag)

(Apg 4,12-15 / 1 Joh 5,1-6 / Joh 20,19-31)

Der Oktavtag von Ostern – also der achte Tag nach diesem Hochfest – trägt verschiedene Namen. Als "Weißer Sonntag" ist er vielen in Erinnerung, unter Papst Johannes Paul II. wurde er im Jahr 2000 umbenannt in "Sonntag der göttlichen Barmherzigkeit", und in protestantischen Kreisen wird noch weiter sein alter lateinischer Namen "Quasi modo" verwendet. Das sind die beiden ersten Wörter des liturgischen Introitus, also des Eingangslieds: "Wie neugeborene Kinder" – "Quasi modo geniti infantes" – sollen wir nach der Muttermilch dürsten (vgl. 1 Petr 2,2). Kann man eine so "infantile" Mahnung erwachsenen Christen zumuten?

Das Thema der Kindschaft kommt nicht nur im Introitus, sondern auch im ersten Vers der Lesung vor. Der ausgewählte Abschnitt stammt aus dem 1. Johannesbrief. Dieser Brief wirkt an vielen Stellen wie ein Kommentar zum Johannesevangelium. Dort heißt es im Prolog: "Allen aber, die ihn aufnahmen,

gab er Macht Kinder Gottes zu werden" (Joh 1,12). Doch auf die Frage, was es genau bedeutet, "Kinder Gottes" zu sein, geht der Prolog nicht ein. Hier gibt der Brief eine großartige Antwort – doch die Feinheiten seiner Aussage über die Gotteskindschaft sind in der Einheitsübersetzung leider nicht mehr zu erkennen. Denn dort wird mehrmals das farblose Verb "stammt" benützt und überdies das Wort "Vater" eingefügt: "Jeder, der glaubt, dass Jesus der Christus ist, stammt von Gott, und jeder, der den Vater liebt, liebt auch den, der von ihm stammt" (1 Joh 5,1). Doch wörtlich übersetzt lautet der erste Vers: "Aus Gott geboren ist jeder, der glaubt: Jesus ist der Christus. Und jeder, der den Zeugenden liebt, liebt auch den aus ihm Geborenen" (1 Joh 5,1). Hier werden mütterliche und väterliche Vorstellungen nebeneinander gebraucht. In ähnlicher Weise wird in 2 Kor 13,13 für den männlichen Begriff "Vater" (der manchmal an dieser Stelle erklärend eingefügt wird) der weibliche Begriff "die Liebe Gottes" verwendet. Noch wichtiger ist der Gedanke, dass wir an Christus glaubend "Kinder" sind. Kinder sind vollständig abhängig. Schon unsere irdischen Eltern konnten wir uns nicht auswählen, noch viel mehr gilt das für unseren Ursprung aus Gott. Wie wir heute, so hatte schon der Ratsherr Nikodemus beim Gespräch mit Jesus Schwierigkeiten mit dem Gedanken ein Kind zu werden. Als Jesus davon sprach, dass in das Reich Gottes nicht eingehen kann, wer nicht von neuem geboren wird, antwortete er "dumm" missverstehend – eine typisch johanneische Ironie: "Wie kann ein Mensch, der schon alt ist, geboren werden? Er kann doch nicht in den Schoß seiner Mutter zurückkehren und ein zweites Mal geboren werden" (Joh 3,4). Der Text des Johannesbriefs sagt uns nun, dass wir durch Glauben geistig zu Kindern werden. Es ist nicht so leicht zu bejahen, dass das unendlich Gute, das wir "Gott" nennen, mich will und so liebt, dass Jesus für die Sünder, auch für mich, gestorben ist. In den Schriften "des Theologen" Johannes ist das überhaupt das einzige, was wir, jeder für sich, beitragen können: An Jesus glauben als an den von Gott Gesandten (vgl. Joh 6,29). Dieser Einzigartigkeit sind wir uns meist kaum bewusst – welcher Religionsgründer könnte so von sich sprechen? Wir sollen uns festhalten – das meint vor allem das biblische Wort für "glauben" – festmachen an dem Guten, das bei Johannes auch die Wahrheit ist, die zu tun ist.

Neben dem geistigen Kleinwerden durch glauben, dass Jesus uns vom Vater gesandt ist, gibt es am heutigen Sonntag noch eine ganz andere "Kinderermahnung". Wie ein Neugeborenes werden wir dazu ermuntert Durst zu haben. Im oben erwähnten Eingangslied ist die Rede von solchen Säuglingen. Für uns im heutigen Europa ist ein Kind wertvoll und liebenswürdig. Im Orient gibt es viele Kinder, und da sie oft in den ersten Monaten sterben, wurden sie zur Zeit Jesu kaum als wertvoll erachtet. Eher sind sie schmutzig, machen viel Arbeit und sind schwer satt zu bekommen. Kleinkinder und Hunger gehörten da gefühlsmäßig zusammen. Und genau mit diesem Gedanken beginnt dieser Sonntag: Wir sollen unbekümmert Hunger und Durst haben, allerdings nach einer Milch, die in der Einheitsübersetzung recht frei als "unverfälschte, geistige Milch" wiedergegeben wird, wörtlicher mit Luther als "vernünftig und lauter". Im griechischen Text steht hier das Adjektiv "logikós", das vom Substantiv "lógos" abgeleitet ist: "Wort", "Vernunft" oder auch "Logik". Jesus selbst ist der Logos, das Wort Gottes, das selbst göttlich ist.

Auch im Alter darf ich mich innerlich als Kind fühlen, das Durst hat nach dem Wort, das heißt, als ein Mensch, der glaubt: Jesus Christus ist das Beste, was ich bekommen kann, ich dürste nach ihm, und ich soll nach ihm dürsten – als Kind Gottes.

#### **Zum 3. Ostersonntag**

(Apg 3,12a.13-15.17-19 / 1 Joh 2,1-5a / Lk 24,35-48)

Jesus Christus ist gestorben, begraben und vom Tod zum Leben erweckt worden – das ist unser Glaubensbekenntnis. Schwieriger wird eine klare Antwort, wenn jemand fragt: "Auf welche Weise lebt er denn jetzt?"

Im heutigen Evangelien-Abschnitt über die Ereignisse nach der Rückkehr von Emmaus führen uns die Worte der beiden Jünger zu einer ersten möglichen Antwort. Der Evangelist lässt sie die wichtigen Worte wiederholen, dass sie Jesus beim "Brechen des Brotes" erkannt haben (vgl. Lk 24,31.35).

Danach sei ihr Wegbegleiter verschwunden gewesen. Jesus, der vor Ostern unter ihnen das Brot brach, war ihnen also erschienen und hatte ihnen durch die Wiederholung dieser vertrauten Geste klar gemacht, wie wichtig das "Brechen des Brotes" auch in Zukunft sein wird; denn in dieser zeichenhaften Handlung wird er von nun an bei ihnen sein. Und nicht nur den beiden Jüngern, sondern auch uns hat er gezeigt, wie er in unserer Mitte weiterlebt: Im gebrochenen eucharistischen Brot ist er selbst anwesend. Denn vor Ostern (vgl. Lk 22,19) und nach Ostern ist es dasselbe "Brechen des Brotes" und es ist derselbe HERR, der beim Abendmahl vor Ostern und in Emmaus nach Ostern das Brot bricht. Wir können durchaus eine erste Antwort geben: Im Sakrament der Eucharistie lebt er weiter.

Doch er lebt auch noch auf andere Weise. Das nämlich lehren uns in den ersten Tagen nach Ostern verschiedene Erscheinungen, so etwa der reiche Fischfang (vgl. Joh 21,6-11). Weitere Gesichtspunkte in den Schriften des Lukas, Paulus und Johannes bringen uns nahe, wie Christus nach Ostern und bis heute "wirk-lich" oder "wirk-sam" unter uns und in uns lebt. Dabei gehen diese drei allerdings sehr verschieden vor.

Lukas erinnert uns also mit dem "Brechen des Brotes" an die Anwesenheit Christi, wenn wir Liturgie feiern. Doch überdies zeigt er, wie "der Geist Jesu" (vgl. Apg 16,7) ins Geschehen der Urkirche eingreift und die Wege des Paulus lenkt.

Paulus schätzt in seinen Briefen den Jesus von Nazaret nicht mehr "nach menschlichen Maßstäben" ein (wörtlich lautet die Übersetzung: nicht mehr "dem Fleische nach", 2 Kor 5,16). Der HERR ist jetzt "im Geist" anwesend; "denn der HERR ist der Geist" (2 Kor 3,17 – ho de Kýrios to pnêuma estin). Nicht der vorösterliche, an Raum und Zeit gebundene Jesus gibt uns nach Paulus die innere Freiheit, sondern der machtvoll wirkende Gottesgeist oder der im Geist weiterlebende Christus, der HERR.

Johannes – und nur er – spricht uns fünfmal vom weiterlebenden Christus, indem er das Wort "Beistand" gebraucht, viermal im Evangelium und einmal im 1. Johannesbrief, der Lesung dieses 3. Ostersonntags. Da heißt es: Wir "haben einen Beistand beim Vater, Jesus Christus, den Gerechten" (1 Joh 2,1). An dieser Stelle bezeichnet "Beistand" oder "Paraklet" (auf griechisch pará-kletos) Jesus selbst, den wir wie in einer Gerichtsszene als "Ad-vocatus" anrufen; er ist unser "Anwalt". Wir stehen als Sünder da, und Jesus Christus, der Gerechte, setzt sich für uns beim Vater ein wie ein Rechtsanwalt in der Schweiz führt er den schönen Titel "Fürsprech". Erst von dieser Stelle im Johannesbrief her wird verständlich, warum Jesus in den Abschiedsreden von einem "anderen Beistand" (Joh 14,16) sprechen kann: Weil er selbst seit Ostern unser Anwalt beim Vater ist, wird der "andere Beistand" nötig. Er hatte ihn in den Abschiedsreden vor Ostern angekündigt mit den Worten, er werde bald die Welt verlassen, uns aber dann als seinen Vertreter den anderen Beistand senden, jenen Paraklet, der dann immer bei uns bleiben wird. Denn beim Vater lebend wird Jesus trotzdem zu uns reden in diesem "anderen Beistand", der uns Christi Worte lebendig und wirksam vernehmen lässt (vgl. Joh 14,26). Einerseits ist dieser "andere Beistand" zu unterscheiden von Jesus, der schon beim Vater ist. Andererseits kommt Jesus auch im "anderen Beistand" wieder zu uns; er lässt uns nicht als "Waisenkinder" allein, sondern bleibt jetzt immer bei uns (vgl. Joh 14,18). –

Nebenbei: Mir ist bewusst, dass es viel einfacher wäre, auf die Frage, wie Jesus nach Ostern weiter bei und in uns lebt, die Begriffe "Dreifaltigkeit" oder "drei wesensgleiche Personen" ins Spiel zu bringen. Doch erscheint das viel zu abstrakt, und überdies stehen diese Wörter nirgends im Neuen Testament, in dem alles viel persönlicher gesagt wird. Zudem geht es im Evangelium nicht nur um "Wesensgleichheit", sondern um die Lebensfülle und die "Oikonomia", die "Hausordnung", in dem einen Gott, der Geist ist (vgl. Joh 4,24): "Aus" dem Vater geht alles hervor, "durch" den Sohn erfahren wir davon, und "im" Geist loben wir den, der uns beschenkt. Diese Ordnung lässt sich nicht einfach umdrehen, zeigt aber viel lebendiger den Reichtum und die Tiefe Gottes, die uns in Christus zuteil wird.

Vor allem ist das Weiterleben Jesu im "anderen Beistand" persönlich tröstend. Im heiligenden Geist der Wahrheit wirkt Jesus in uns. In unserem Herzen lehrt uns der "andere Paraklet", er führt uns in alle Wahrheit ein, und er verherrlicht den, der ihn für uns beim Vater erbeten hat (vgl. Joh 16.13-15). Doch wir werden ihn nur in Stille und nur tief in unserem Innersten vernehmen und hören können, wie er uns sagt, was gut ist.

Meine Ausgangsfrage war: "Auf welche Weise lebt Jesus weiter – jetzt in der Zeit nach Ostern?" Wir sahen: Mehrere Antworten sind möglich. Falsch wäre es nur, wenn wir uns an den Gekreuzigten erinnern würden, wie an einen ehemaligen besten Freund, dann aber "in der Kraft des Heiligen Geistes" übergehen wollten zu etwas ganz Anderem, zu etwas ganz Neuem. Die Texte in den sieben Wochen zwischen Ostern und Pfingsten wollen uns helfen zu einem Leben, das durch Glauben mit Christus, dem Auferstandenen, fest verbunden ist. Er ging weg, um im Geist und für immer bei uns allen anwesend bleiben zu können (vgl. Joh 16,7). Diese jetzt gegenwärtige österliche Freude am lebendigen Gott und seiner Liebe hatte uns der HERR erbeten mit den Worten: "Damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen ist, und damit ich in ihnen bin" (Joh 17,26).

#### **Zum 4. Ostersonntag**

(Apg 4,8-12 / 1 Joh 3,1-2 / Joh 10,11-18)

Das Bild "des guten Hirten" wird in den synoptischen Evangelien, in der bildenden Kunst und im Johannesevangelium verschieden interpretiert.

In den synoptischen Evangelien ist das "verirrte, verlorene Schaf" die Hauptsache, wie bereits in Psalm 119,176. Das Wort "Hirt" oder gar "guter Hirt" für den Mann, der es sucht und zurückträgt, fällt überhaupt nie (vgl. Mt 18,12-14; Lk 15,4-6).

Die bildende Kunst kennt schon in vorchristlicher Zeit das Motiv eines jugendlichen Hirten, der ein Schaf auf seinen Schultern trägt; manchmal ist es ein Tier, das als Opfer dargebracht werden soll. Die frühchristlichen Künstler haben dieses Motiv aufgegriffen, und Kirchenschriftsteller deuteten den Hirten als den göttlichen Logos, der auf seinen Schulten die Last der sündigen Menschen trägt. Dementsprechend stellten die Künstler das Schaf, etwa bei Marmorstatuen, übergroß dar. Der ein Schaf tragende Hirt wurde zu *dem* Christusbild in einer Zeit, die den Gekreuzigten noch nicht darstellte. Das Bild des "guten Hirten", lateinisch des "pastor bonus", sprach zu den Christen in Katakombenbildern von Jesus, der unter Einsatz seines Lebens die verlorene Welt heimholt.



Abb. 4: Hirt vor seiner Herde, Zypern 1954

Doch obwohl das Bild schon in der frühen Kirche aufgegriffen wurde und uns heute die Wendung, Jesus sei "der gute Hirt" so geläufig erscheint, kommt sie im Neuen Testament nur im Evangelienab-

schnitt des heutigen 4. Ostersonntags vor, in dem sie aber dreimal wiederholt wird. Wörtlich heißt es da, Jesus sei "der schöne (oder: 'edle') Hirt" – auf griechisch: "ho poimän ho kalós" (Joh 10,11.14), wobei "schön" und "gut" für griechische Ohren eine Einheit bilden. Und dieser Hirt im heutigen Evangelium sucht nicht nach einem verlorenen Tier, vielmehr geht er seiner Herde voraus und führt sie. Dasselbe ist gemeint mit: "der große Hirt der Schafe" (Hebr 13.20), oder mit dem "Hirten und Bischof eurer Seelen", zu dem die "verirrten Schafe" zurückgekehrt sind, um seinen Spuren zu folgen (1 Petr 2,21.25). Archäologische Funde von Rollsiegeln des 3. und 2. Jahrtausends vC. zeigen königliche Hirten mit ihren Herden; sie bestätigen die Bemerkung von Homer, im Zweistromland seien die Könige Hirten genannt worden. Das ist die Vorstellung, die dem Tagesgebet dieses Sonntags zugrunde liegt: "... dein Sohn ist der Kirche siegreich vorausgegangen als der Gute Hirt."

Noch eine weitere Beobachtung ist wichtig: Die Herde unseres königlichen Hirten ist keineswegs eine namenlose Masse, sondern setzt sich zusammen aus Individuen, die "einzeln beim Namen" gerufen werden (Joh 10,3). Und ihre große Würde besteht darin, dass sie den persönlich "kennen", das heißt lieben, der ihnen vorausgeht und dem sie folgen, weil ihnen seine Stimme vertraut ist (Joh 10,4). Vor allem sagt dieser Hirt: "Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich, wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne" (Joh 10,15). Bei einer solchen Aussage wird jeder Gedanke an "Herdenvieh" hinfällig, ja, es wird geradezu lächerlich, wenn "überhebliche Schafe" vergessen, welcher Nachsatz folgt: "... und ich gebe mein Leben hin für meine Schafe."

Unser Text fährt fort: "Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stall sind; auch sie muss ich führen" (Joh 10,16). Das gilt nicht mehr nur den Jüngern, die Jesus hinauf nach Jerusalem gefolgt sind. Hier weitet sich der Blick in eine Zukunft, in der es schließlich nur noch "eine Herde und nur einen Hirten geben wird". Dies trifft offensichtlich nicht mehr für den irdischen Jesus zu. Und trotzdem ist es der erhöhte HERR selbst, der auch jetzt führt und, ohne dass "die Welt ihn sieht" (vgl. Joh 14,17), sein ewiges Ziel erreichen wird. Wie ist das möglich?

Auch wenn der irdische Jesus nach Ostern nicht mehr bei uns ist, so ist er, wie wir uns am vergangenen 3. Ostersonntag klar machten, doch da in dem "anderen Parakleten" (vgl. Joh 14,16-18).

Und heute noch führt uns Jesus, der gute Hirte, der im "Geist der Wahrheit" *in uns* wirkt – wenn wir es zulassen.

## **Zum 5. Ostersonntag**

(Apg 9,26-31 / 1 Joh 3,18-24 / Joh 15,1-8)

Am letzten Sonntag wurde uns die Kirche Christi im Bild einer Herde vor Augen gestellt, die geführt wird vom Guten Hirten. Er geht ihr voraus, ruft aber noch andere Schafe, um schließlich als der eine Hirte die eine Herde zu führen.

Wer sich dabei nicht wohl fühlte in der Rolle eines "gegängelten" Schafs, findet in den Texten des heutigen 5. Ostersonntags ein ganz anderes Bild der Kirche: Den Weinstock, aus dem die Reben ungehindert herauswachsen und sich fruchtbar entfalten können. Christus geht nicht voraus, seine nährende und belebende Kraft spendet er von unten her aus den verborgenen Wurzeln.

Die Kirche des HERRN wird uns in den heiligen Schriften in noch anderen Bildern beschrieben, die jeweils unterschiedliche Aspekte betonen und zusammen das vielschichtige Leben der Menschen zeigen, die auf "dem Weg" sind (vgl. Apg 9,2). Sie ist auch fest wie ein Haus, das auf dem Eckstein Christus und dem Fundament der Apostel aufgebaut wird (vgl. Eph 2,20-22). Sie wird wie ein Schiff durch stürmische Wogen gelenkt (vgl. Joh 6,16-21). Sie gleicht sieben Leuchtern (vgl. Offb 1,12f), die bildlich für alle Gemeinden des HERRN, des "Kyrios", stehen. Von ihm, von diesem Wort "Kyrios", hat sie im Deutschen ihren Namen "Kirche" bekommen, der abgeleitet ist vom griechischen "kyriakä", das heißt "zum Herrn gehörend" oder auch "Herrin" (2 Joh 1). Paulus sieht sie als eine Pflanzung, in der verschiedene Gärtner tätig sind (vgl. 1 Kor 3,6), oder als den "Leib Christi", in dem alle Glieder vom Haupt her gesteuert werden, sich aber auch gegenseitig ergänzen (vgl. Röm 12,5). Der Grundton

persönlicher, liebender Verbundenheit mit Jesus klingt aber in keinem der anderen Kirchenbilder so kraftvoll an wie im Hirten- und Weinstockbild des vierten Evangelisten, die wir am vergangenen und an diesem Sonntag hören – im Evangelium des nächsten Sonntags wird der Gedanke vom fruchtbaren Verbundensein in Liebe noch vertieft werden.

Von sich als dem Weinstock und von seinen Jüngern als den Reben spricht Jesus in diesen Evangelientexten in einer johanneischen "Bildrede", also nicht in einem Gleichnis, wie wir es von den synoptischen Evangelien kennen; etwa beim Sämann wird zusammenhängend geschildert, wie er ausgeht, den Samen wirft und wie verschieden sich das Schicksal der einzelnen Körner entwickelt . In unserem Text dagegen wechseln Bild und direkte Rede. Der Text beginnt mit dem Bild: "Ich bin der wahre Weinstock", dessen Reben von einem Winzer beschnitten werden, damit sie Frucht bringen. Schon im 3. Vers wird von der bildlichen Aussage übergewechselt zur direkten Anrede der Jünger: "Ihr seid schon rein durch das Wort." Der folgende 4. Vers springt zurück zum Bild des Weinstocks, und betont, dass eine Rebe nur Frucht bringen kann, wenn sie am Weinstock "bleibt" – doch erst im 17. Vers dieses Kapitels (der allerdings im heutigen Sonntagsevangelium nicht mehr vorkommt) erfahren wir, dass mit diesem Fruchtbringen das Gebot gemeint ist, einander zu lieben. Diesem semitischen Denken zu folgen, das seinen Gegenstand eher einkreist, als dass es sich ihm geradlinig, logisch folgernd nähert, fällt uns schwer. Hinzu kommt, dass uns im Deutschen das Wort "bleiben" zusätzlich sprachliche Schwierigkeiten bereitet; denn wir hören dabei sofort mit: "Geht nicht weg!" Doch das von Johannes so oft gebrauchte griechische Verb "ménein" meint etwas anderes. Meist steht es für das hebräische Wort "'amad", "stehen, ausharren". Wenn es gebraucht wird im Zusammenhang der Verbindung des Vaters mit Christus und der Verbindung Christi mit den Gläubigen soll damit zum Ausdruck gebracht werden, dass es um etwas Andauerndes geht, das im Gegensatz steht zu einer kurzlebigen ekstatischen Gottesschau. "Be-ständiges" Verweilen im Weinstock, der Christus ist, macht fruchtbares Wachsen erst möglich.

Überdies sind die gebrauchten Bilder nicht nur im Deutschen, sondern überhaupt für uns nördlich der Alpen schwer zu verstehen; denn wir denken an unsere Weinstöcke, die etwa an den Hängen des Rheintals in Reih und Glied als kräftige Stämme wachsen. Stangen mit Drähten erlauben es dem Winzer, die im Frühjahr hervorwachsenden Reben festzubinden, sie später kurz zu schneiden, um im Herbst die Trauben zu ernten. Immer bleibt dabei unsere Vorstellung, der Weinstock sei eine Art Baum, an dem Früchte hängen. Ganz anders sieht es in Palästina aus. Der einzelne Weinstock ist da nur ein Holzstrunk, der kaum aus dem Boden ragt (wie das obere Foto auf der folgenden Seite zeigt). Seine langen Wurzeln, die für das Leben der Pflanze entscheidend sind, verlaufen unsichtbar tief im Boden. Sichtbar werden erst im Sommer die grünen Reben, die üppig aus dem scheinbar toten Strunk herauswachsen und über viele Meter hin den Boden bedecken. Der einzelne Strunk ist nicht mehr zu sehen, die Reben wachsen ineinander zu einem Dickicht (wie auf dem unteren Foto zu sehen). Aus der Ferne sieht ein ganzer Hang wie ein einziger dicker grüner Teppich aus.

So vermischen sich auch in mehreren Bibeltexten die Bilder des Weinstocks (griechisch "ámpelos") und des Weinbergs (griechisch "ampelôn"). Etwa im 80. Psalm (vgl. Ps 80,9-16) wechseln Einzahl und Mehrzahl, die Gemeinschaft wird als Einheit erlebt. Ähnliches gilt vom Weinberglied des Jesaja (vgl. Jes 5,7) oder vom Bild der Weinlese und des Kelterns (vgl. Offb 14,18f).

Im Bild vom "wahren Weinstock" spricht Jesus von sich und von seiner Kirche. Er erklärt, wie er nach Ostern durch seinen Geist unter uns und in jedem von uns wirkt. Er ist der Ausdauernde, der aus der Tiefe für die Reben Lebenskraft spendet. Wir sind die Reben, die grünen Triebe, die jährlich ausschlagen, Blüten treiben und die später saftige Trauben tragen sollen.

In diesem Kirchenbild beherrscht niemand "von oben herunter" die Gemeinschaft. Von unten her und unbeachtet dient der Wurzelstock dem Gedeihen des ganzen Weinbergs. Das Sichtbare am nachösterlichen Christus sind nur noch wir, die Reben.





Abb. 5 und 6: Weinberge bei Hebron: oben 18. März 1979, unten 21. September 1965

Die beiden Bilder des vergangenen und des heutigen Sonntags, guter Hirt und wahrer Weinstock, sagen uns: Der HERR ist da – auch heute! Sein Geist lebt und wirkt. Alles kommt darauf an mit ihm innig und ganz persönlich verbunden zu bleiben, sei es durch das "Kennen" seiner Stimme, der wir folgen, sei es durch das im heutigen Evangelium so oft wiederholte "Bleiben", was letztlich bedeutet: Ich weiß mich vom HERRN fest gehalten; so kann ich ruhig wachsen und die Liebe "fruchtbar" weitergeben, die ich ständig empfange.

#### **Zum 6. Ostersonntag**

(Apg 10,25ff / 1 Joh 4,7-10 / Joh 15,9-17)

Seit Ostern zeigen uns die Lesungstexte immer neu, wie eng wir mit dem Leben des HERRN verbunden sind, und dass er in uns lebt, auch heute.

Vor zwei Wochen ging es um den Hirten, der siegreich den Tod überwunden hat und seiner Herde königlich vorausgeht; er kennt die Seinen, und die Seinen kennen ihn. Am letzten Sonntag waren es die Reben, die nur deshalb Frucht tragen können, weil der verborgene Weinstock ihnen Lebenskraft spendet.

Am heutigen 6. Ostersonntag wird die Bildrede über die Lebensgemeinschaft von Weinstock und Reben vertieft. Jesus fordert uns nicht nur auf, "in seiner Liebe zu bleiben" (Joh 15,9) – er sagt uns sogar zu, dass wir so in seiner Liebe bleiben können, wie er selbst in der Liebe seines Vaters bleibt oder "feststeht" (vgl. Joh 15,10). Dieser Vergleich zwischen dem Bleiben Jesu in der Liebe des Vaters und unserem Bleiben in ihm erscheint mir fast ungeheuerlich – denn wir sind doch kurzlebige Geschöpfe, er aber ist der ewige Schöpfer oder der Logos, durch den alles geschaffen wurde (vgl. Joh 1,3).

Zunächst: In diesen Versen spricht der HERR zu auserwählten "Freunden" (Joh, 15,15); nicht alle, die leichthin von "Gott" reden, erkennen, dass dieses Wort "Gott" eigentlich eine Chiffre für etwas ganz Unfassbares und Unbegreifbares ist, das selbst die größten Mystiker staunend verstummen ließ. Dass Jesus diese Worte im Kreis seiner Freunde spricht, deutet bereits darauf hin: Die scheinbar so schlichten Worte der johanneischen Abschiedsreden sind mit dem Verstand allein nicht fassbar. Nur wer das Gute selbst tut, merkt, worum es geht. Oder mit anderen Worten: Jesu letzte Rede wird nur dem verständlich, der versucht ihm ähnlich selbstlos zu sein oder "in der Liebe zu bleiben" (Joh 15,10).

Trotzdem gibt es Hilfen, die uns biblische Begriffe verständlicher machen können. Vom "Bleiben" hörten wir am letzten Sonntag, dass es eher ein ausharrendes Stehen oder eine standfeste Grundhaltung bezeichnet. Beim "Halten der Gebote" – im heutigen Text die "Bedingung" oder "Voraussetzung" dafür, dass wir in seiner Liebe bleiben – geht es sicher nicht um die Zehn Gebote und noch weniger um die 613 rabbinischen Gebote und Verbote. Wenn Jesus, der Sohn, sagt, er habe die Gebote seines Vaters gehalten (Joh 15,10), so entspricht das vielmehr seinem Wort am Jakobsbrunnen: "Meine Speise ist es den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, und sein Werk zu Ende zu führen" (Joh 4,34). Da es in den Schriften des Alten Testaments das Wort "Gehorsam", auf griechisch "hyp-akoä", noch nicht gab – in den Paulus-Briefen findet es sich erstmals –, waren solche Umschreibungen nötig. Der Sache nach spricht Paulus im Brief an die Philipper von derselben Gesinnung Jesu: "Er war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz" (Phil 2,8). Dabei rechnet auch Paulus damit, dass wir Jesus durch einen solchen "Gehorsam" ähnlich werden können. Von einem so verstandenen "Halten der Gebote" ist sinngemäß auch die Rede, wenn wir bitten: "Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden" (Mt 6,10).

Meine Frage zu Beginn war: Wie ist der ungeheuerliche Vergleich zwischen dem Bleiben Jesu in der Liebe des Vaters und unserem Bleiben in ihm möglich? Eine erste Antwort ist nun: Wir schwachen Menschen können Jesus ähnlich werden in seinem Wunsch den Willen des Vaters zu tun. Da geht es um die Grundhaltung, an andere zu denken, anderen aus Liebe zu dienen. Der Demütige wird frei vom Eigenwillen, vom Egoismus, und schon dadurch Jesus ähnlich – und für ihre Mitmenschen sind bescheidene, hilfsbereite Menschen angenehm.

Doch in unseren Ohren klingen Begriffe wie "Gehorsam", "dienen", "Halten der Gebote" oder "den Willen des Vaters tun" trotzdem eher nach Zwang als nach etwas, was wir mit österlicher Freude verbinden. Hier eröffnet vielleicht die heutige 2. Lesung aus dem ersten Johannesbrief eine neue Perspektive. Dort heißt es, jeder Liebende stamme aus Gott, er sei aus Gott geboren (vgl. 1 Joh 4,7). Er ist also ein Kind Gottes. Da ist zunächst kein Abstand zwischen dem Schöpfer und seinen Geschöpfen, an sich ist die Schöpfung gut und daher nichts Gottfremdes. Erst der eigenwillige Stolz hat

uns Menschen von unserem Schöpfer getrennt. Wichtig an dieser Stelle ist: Christus hat durch seinen Tod und seine Auferstehung Sünde und Tod überwunden, der Sohn hat durch liebenden Gehorsam die Kluft zwischen dem himmlischen Vater und seinen oft so eigenwilligen Kindern geschlossen.

Je mehr wir aber verstehen – besser: in uns selbst erfahren –, dass "den Willen des Vaters zu tun" eine stärkende Speise ist (darauf bin ich am 5. Fastensonntag in diesem Lesejahr B ausführlicher eingegangen), umso mehr schmilzt der Abstand zwischen Herr und Sklave (vgl. Joh 15,15). Man könnte sagen, es ist "die Mühe der Liebe" (so wörtlich übersetzt 1 Thess 1,3), die uns zu Kindern Gottes macht. An einer Stelle heißt es sogar, wir sollten "an der göttlichen Natur Anteil erhalten" (2 Petr 1,4). Daraus entsteht jene "vollkommene Freude" (Joh 15,11), die Jesus und auch seine Freunde erfüllte.

Und auch wir singen in dieser Osterzeit freudig das österliche "Hallelu-ja – Lobet den HERRN!"; denn wir sind wieder neu fest in seiner Liebe verankert, wenn wir innerlich seinen Willen bejahen. Wir nehmen Teil an Jesu Sieg und an seiner Königsherrschaft. Eine alte lateinische Maxime lautet: "Deo servire regnare est – Gott dienen bedeutet (mit ihm) herrschen." Das deutlichste Beispiel solcher Freude, die aus Demut und Gehorsam erwächst, ist das "Ja" Mariens zum Willen des HERRN und der daraus entstehende Jubel, der in ihrem Magnificat seinen Ausdruck findet (vgl. Lk 1,38.46-55).

Kehren wir zurück zu den ersten beiden Versen, die davon sprachen, dass die Jünger zusammen mit Jesus fest in der Liebe des Vaters verbleiben. Dieser liebende Vater ist zugleich "der Winzer"(Joh 15,1), von dem wir am letzten Sonntag hörten, dass er die Reben beschneidet. Jetzt verstehen wir besser: Gerade weil der Vater uns liebt, beschneidet er uns schmerzlich (vgl. Joh 15,2). Es sind die großen Heiligen und Martyrer, denen besonders harte Verzichte zugemutet werden. Doch gerade dadurch tragen sie reichlich die vielen Früchte, die von der Lebenskraft des verborgenen HERRN zeugen. In diesem Marienmonat Mai mit seinen vielen Heiligenfesten sind wir eingeladen, in Maria und den Heiligen voll österlicher Freude den HERRN zu verehren, der sie nährt und in ihnen lebt.

#### **Zum 7. Ostersonntag**

(Apg 1,15-17.20-36 / 1 Joh 4,11-16 / Joh 17,6a.11b-19)

Schon die griechische Philosophenschule der Pythagoreer machte sich im 6. Jh. vC. Gedanken über die Zahlen; eine Frage war dabei: Ist die "Eins" ein "Punkt" ohne jede Ausdehnung oder mehr, eine Einheit? Und sie waren nicht die einzigen, die in der Antike nachdachten über das Geheimnis der Einheit. Auch in Qumran in Palästina lebten Mönche, die im Jahrhundert vor dem neutestamentlichen Geschehen ihre hebräische Ordensregel "sérech ha-yáchad" nannten, das heißt "Ordnung der Einigung" oder lateinisch "Regula Unionis". Sie lebten abgesondert und wollten mit Gott und untereinander eins sein. Von ihrem Einheits-Ideal könnte die Urkirche beeinflusst sein; denn in der Apostelgeschichte wird betont: "die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele" (Apg 4,32).

Im Johannesevangelium, aus dem wir heute hören, bekommt das Thema des Eins-Seins noch einmal einen neuen Beiklang. Der "Eine", der Jesus Christus ist, stirbt "nicht nur für das Volk", sondern auch um die "versprengten Kinder Gottes zusammen zu führen in eins" (Joh 11,50-52) – so die wörtliche Übersetzung; leider fehlen in der Einheitsübersetzung gerade die beiden Worte "in eins". Dann wird es auch nur den "einen Hirten" geben, der die "eine Herde" ans Ziel führt (Joh 10,16).

Und am heutigen 7. Ostersonntag, dem letzten vor Pfingsten, bittet der Sohn in den Abschiedsreden für uns: "Heiliger Vater, bewahre sie …, damit sie eins sind wie wir" (Joh 17,11). Und kurz danach noch eindringlicher: "Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns eins sein" (Joh 17,21). Und dann nochmals gesteigert: "… sie sollen eins sein, wie wir eins sind, ich in ihnen und du in mir. So sollen sie vollendet sein in eins" (Joh 17,23). Das wörtliche, schwierige "vollendet sein in eins" wird in der Einheitsübersetzung frei wiedergegeben mit: "vollendet sein in der Einheit". Doch im Originaltext steht eindeutig "eins". Was ist unter diesem "eins" zu verstehen, in dem unsere Vollendung liegt?

Im Griechischen gibt es – im Deutschen ist das kaum nachvollziehbar – für das Wort "eins" drei unterschiedliche Begriffe, die zugleich auch unterschiedliche Geschlechter haben: heis, "der eins"; mía, "die eins" und hen, "das eins". In den eben zitierten Versen steht immer das Neutrum, also immer das griechische "hen". Das ist auffällig, weil sonst von "einem (heis) Hirten" oder von "einer (mía) Herde" oder – vor allem – von "einem (heis) Gott" die Rede ist. Warum jetzt "hen"? Was bezeichnet das "eins wie wir" im hohepriesterlichen Gebet Jesu?

Die Antwort ist für uns wichtig; denn (nicht nur) in ökumenischen Gottesdiensten wird häufig darauf hingewiesen, Jesus selbst habe darum gebetet, "dass alle eins sind – ut omnes unum sint." Selten wird beachtet, dass die Bitte weitergeht: "damit sie eins seien wie wir" (Joh 17,11). Doch um die Bitte Jesu wirklich zu verstehen, ist es wichtig, sich klar zu machen, was mit diesem "wie wir" gemeint ist, dem wir gleichen dürfen.

Trotz der aus "deutschsprachiger" Perspektive "neutralen" Formulierung handelt es sich bei dem "eins" offensichtlich um etwas sehr Persönliches: um die ganze Fülle des lebendigen Gottes, nicht um etwas Starres oder Institutionelles. Das "eins … wie wir", das Jesus erbittet, ist ja viel mehr als das Ideal der Urkirche, in der die Christen untereinander "ein Herz und eine Seele" waren. Im Johannesevangelium werden nicht Menschen verglichen, die sich eins sind, sondern das göttliche Eins-Sein des Sohnes mit dem Vater will uns Menschen einbeziehen.

Doch warum heißt es nicht etwa so: "Damit sie dem einen und einzigen Herrn und Gott, den sie aus ganzem Herzen lieben, ähnlich werden!" Durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist uns mehr über dessen Wesen geoffenbart. Dabei wird aber nicht gesagt: "Er ist der eine Gott in drei Personen." So betete Jesus nicht, und so steht es nirgendwo im Neuen Testament. Trotzdem suchen manche zunächst einmal Halt an solchen späteren theologischen Formeln oder an Spekulationen über das Leben "der Trinität in sich". Mir erscheint es viel hilfreicher, stattdessen die Feinheiten zu beachten, die sich im Text reichlich finden lassen.

"Gott ist so, wie er sich zeigt" – das betonte einer meiner Lehrer, der Dogmatiker und Liturgiewissenschaftler Vagaggini. Damit meinte er: Gott ist nicht so, wie wir – oder die Theologen – ihn sich denken. Im heutigen Evangelientext spricht Christus den Vater an, zu dem er jetzt zurückkehrt (vgl. Joh 16,28). Er bittet ihn die Seinen zu bewahren, damit sie "eins" werden "wie wir" (V. 11). Das "eins … wie wir" besteht also hier aus den Zweien, aus Christus und seinem Vater. An dieser Stelle erinnern wir uns, dass auch im Johannesprolog nur von "dem Logos" die Rede war, der sich gleichsam "zu dem Gott hin" neigte (Joh 1,1).

Trotzdem ist es nicht so, dass es im vierten Evangelium gar keinen Heiligen Geist gibt. Jesus "übergibt den Geist" (Joh 19,30), er "haucht" ihn ein (Joh 20,22) und vor allem spricht er nur in diesem Evangelium viermal von ihm als dem Beistand oder Paraklet, dem "Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht" (Joh 15,26). Und Jesus verspricht uns: "Wenn jener kommt … wird er euch führen (oder wörtlich: "euch den Weg zeigen") in die ganze Wahrheit" (Joh 16,13). Und sehr persönlich: "Er wird euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe" (Joh 14,26). Und dann sagt Jesus sogar, nach seinem Weggehen zum Vater bewirke der Paraklet in den Herzen suchender Menschen, dass sie erkennen: Alles steht und fällt mit Christus. Wörtlich: "Er wird mich verherrlichen" (Joh 16,14; vgl. auch 16,8-11).

In diesen Formulierungen wird deutlich, dass Jesu Beziehung zum Vater anders ist als die zum Geist, der uns Menschen beisteht. Und doch herrscht da im Wesentlichen eine tiefe Übereinstimmung. Denn "alles, was der Vater hat, das ist mein; darum habe ich gesagt: Er [der Paraklet] nimmt von dem was mein ist, und wird es euch verkünden" (Joh 16,15). In dieser Fülle Gottes herrscht demnach eine gewisse "Hausordnung" (auf griechisch "oiko-nomía"), die wir nicht beliebig umdrehen dürfen. Sie ist darin begründet, dass alles vom Vater ausgeht, der Sohn ist "gesandt" von ihm, und der Geist der Wahrheit "geht aus" (Joh 15,26) von ihm, den der Sohn für uns um "die Gabe" gebeten hat. Das ist kein starrer "Gott", sondern lebendige Einheit und ständiger Austausch in Liebe.

Davon spricht der geniale, weil so einfache Schlusssatz des hohepriesterlichen Gebets (Joh 17,26). Jesus schließt da seine Bitte an den Vater ab mit den Worten: "Ich habe ihnen deinen Namen kundgetan …,

damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen sei, und ich in ihnen."

An den kommenden beiden Sonntagen, am Pfingst- und Dreifaltigkeits-Fest werden wir Darlegungen hören, die uns vielleicht vertrauter sind. Dann möchten diese Gedanken daran erinnern, wie anders der HERR selbst sich zeigte und wie er uns über das ewige "Eins" gesprochen hat, in dem auch die Seinen "vollendet werden in eins".

# **Zum Pfingstsonntag**

(Apg 2, 1-11 / 1 Kor 12,3b-7.12-13 / Joh 20,19-23)

Die Arbeit an den Lesungen für Pfingsten hat mich so gefesselt, dass daraus zwei Texte geworden sind, die auf unterschiedliche Aspekte eingehen.

#### **Exkurs zum Pfingstfest in allen Lesejahren:**

#### Der zeitgeschichtliche Hintergrund des neutestamentlichen Pfingstfestes

Im Frühjudentum (also in der Zeit des "Zweiten Tempels", d.h. nach dem babylonischen Exil bis 70 nC.) wurde das Pfingstfest mit einer Jerusalem-Wallfahrt begangen und so sehr aufgewertet, dass es mit dem Paschafest konkurrierte. Während für den Evangelisten Johannes nur das Paschafest wichtig ist – das Pfingstfest erwähnt er nie –, fällt bei Paulus und Lukas insgesamt dreimal das (griechische) Wort "pente-kostä", nach dem das deutsche "Pfingsten" gebildet ist. Es bedeutet "Fünfzigster", wobei "Tag" zu ergänzen ist.

Paulus schreibt im Sommer 56 nach Korinth: "In Ephesus will ich bis Pfingsten bleiben" (1 Kor 16,8). Lukas konnte – als Reisebegleiter des Paulus – miterleben, wie wichtig Pfingsten für die Juden in der Diaspora war. Er berichtet in der Apostelgeschichte, wie Paulus zum bevorstehenden Pfingstfest des Jahres 57 rechtzeitig in Jerusalem sein wollte und deshalb auf seiner Reiseroute Ephesus ausgelassen hat; nur in Milet sprach er zu den Presbytern: "Denn er hatte es eilig, weil er, wenn irgend möglich, am Pfingsttag in Jerusalem sein wollte" (Apg 20,16). Außerdem berichtet Lukas, wie zum Pfingstfest des Jahres 30 nC Diasporajuden aus allen Himmelsrichtungen in Jerusalem zusammenströmten (Apg 2,5). Das ist die dritte – chronologisch allerdings die erste – Stelle im Neuen Testament, an der das Wort "pente-kostä – Pfingsten" fällt, und zugleich der Text unserer heutigen ersten Lesung im Lesejahr B. In ihr hat Lukas in elf eindrucksvollen Versen aus einem alttestamentlichen Fest das christliche Pfingstfest geformt.

Zur Zeit des Ersten Tempels (also in der "Königszeit" von David und Salomo bis zum Fall Jerusalems) gehörte Pfingsten zu den drei Festtagen, an denen jeder Israelit nach Jerusalem wallfahren sollte: Pascha, Pfingsten, Laubhüttenfest (Dtn 16,16).

Doch, was wurde damals – nach den Texten der Tora – gefeiert? Zunächst war es ein bäuerliches Fest, etwa "Erntedank-Fest". Die ersten Garben wurden dargebracht, daher wurde es "Fest der Ernte" genannt (Ex 23,16). Außerdem erhält es den Namen "Wochenfest" (Dtn 16,9f), denn es wurden sieben (hebräisch: *Scha'wu`ot*) Wochen vom Fest der "Ungesäuerten" (Brote), dem Mazzot-Fest an gezählt. Später ging man von den sieben Wochen (7 x 7 = 49) über zum "50. Tag" (vom 16. Nisan bis zum 6. Tag des dritten Monats: 14 + 30 +6 = 50). Lev 23,15f zählt "fünfzig Tage", auf griechisch: "… pentäkonta häméras.

Der Kurzname "Fünfzigste" (pente-kostä), der dann auch in der Apostelgeschichte genannt wird, findet sich erstmals im Buch Tobit, das im 2. Jh. vC. entstand, muss aber dort dem Leser noch erklärt

werden: "An dem Fünfzigsten (*pente-kostä*), dem Fest der sieben Wochen" (Tob 2,1; ähnlich 2 Makk 12,32). In neutestamentlicher Zeit ist die *Pentekostä* so bekannt, dass der Name nicht mehr erklärt werden muss.

Nun fällt aber im Bericht der Apostelgeschichte auf: Mit keinem Wort wird auf die bisher beschriebene Bedeutung des jüdischen Festes, auf Ernte, Garben o.a. angespielt. Stattdessen hören wir von Brausen, Sturm, Feuer, was eher an die Gotteserscheinung, die Theophanie am Sinai erinnert. Wie konnte Lukas auf diese Bedeutung anspielen?

Früher war man der Ansicht, Pfingsten lasse sich erst ab 2. Jh. nach Chr. als ein Erinnerungstag an die Sinai-Ereignisse nachweisen; denn erst in den talmudischen Schriften, die ab dem 2. nachchristlichen Jahrhundert entstanden, sei diese "Historisierung" belegt [so: NBL III,131, nach: Strack/Billerbeck zu Apg 2,1] – wobei stillschweigend für die Apostelgeschichte eine sehr späte Abfassungszeit angenommen wurde.

Doch heute beurteilen wir das Frühjudentum nicht nach den späten rabbinischen Texten des Talmud, sondern nach den vorchristlichen Texten, die uns durch die Funde von Qumran (ab ca. 1950) bekannt wurden. Dort finden wir im "Buch der Jubiläen" (JUB), das um 200 vC. entstand, die folgende Tora-Auslegung: "Im 3. Monat nach dem Auszug der Israeliten aus Ägypten – am heutigen Tag – kamen sie in der Wüste Sinai an" (Ex 19,1). Der "heutige Tag" wird nun so erklärt: "Deswegen ist angeordnet und aufgeschrieben in den himmlischen Tafeln [gemeint sind die beiden Stein-Tafeln mit den Zehn Geboten], dass sie in diesem Monat das Wochenfest begehen sollten einmal des Jahres, zur Erneuerung des Bundes (berith) in jedem einzelnen Jahr [...] bis ich es ihnen bei diesem Berg erneuert habe. Du nun gebiete den Kindern Israel, sie sollen dies Fest in allen ihren Geschlechtern als ein Gebot für sie beobachten, einen Tag des Jahres; in diesem Monat sollen sie an ihm das Fest begehen. Denn es ist das Fest der Wochen und es ist das Fest der Erstlingsfrucht; zwiefach und von zweierlei Art ist dieses Fest, wie über dasselbe seine Bestimmung geschrieben und eingegraben ist" (JUB 6,17.19-21).

Außerdem stoßen wir in der Ordensregel dieser Gemeinschaft auf die besondere Hochschätzung eines Festes, an dem die Mitglieder in "den Bund" (berith) eintreten (in etwa einer Feierlichen Profess oder auch Taufe vergleichbar). So heißt es z.B. 1QS 1,16: "Und alle, die in die Ordnung der Gemeinschaft kommen, sollen eintreten in den Bund (berith) vor Gott, zu tun entsprechend allem, was er befohlen hat …"

Nach heutiger Kenntnis ist also unsere heutige Bibelstelle Apg 2,1-11 keineswegs von einer späten rabbinischen Überlieferung abhängig. Vielmehr greift Lukas in seiner Darstellung des Pfingstfestes des Jahres 30 nC. die Festgedanken des vorchristlichen Frühjudentums auf. Beim Fest des "Fünfzigsten", des Jubiläums-Tages, scheint er bewusst die Gedanken der Sinai-Erinnerung mit dem Bundesschluss aufzugreifen und sie literarisch zu gestalten. So wird das christliche Pfingsten zu dem Tag, an dem die Gemeinschaft des Neuen Bundes, die Kirche, gegründet wird. Der Festgedanke des Lukas ist: Gottes stürmischer Geist schafft – wie am Sinai – durch einen Bundesschluss ein Gottesvolk, das ihm dienen wird nach den Weisungen des "Neuen Bundes" (Jer 31,31).

Wir feiern Pfingsten als Hochfest. Doch bei der Verkündigung des Evangeliums in der frühen Kirche wird das Fest nicht erwähnt (vgl. 1 Kor 15,3-5). Das Wort "Pfingsten" fällt in keinem unserer vier Evangelien, auch nicht in einem unserer vier Hochgebete. Kein Glaubensartikel nennt es – ganz anders etwa als bei: "aufgefahren in den Himmel". Denn nicht erst seit Pfingsten gibt es den heiligen Geist. Von Anfang an "schwebte Gottes Geist über dem Wasser" (vgl. Gen 1,1f). Doch seit Pfingsten erleben wir Gottes Kirche als seine im Heiligen Geist gesammelte Gemeinde, die da ist, um ihn zu loben, ihm zu dienen und die Einheit zu bewahren.

#### Zum Lesejahr B

Vom "Heiligen Geist" reden wir oft wie von etwas Bekanntem, als sei völlig klar, worum es geht. Gerade zu Pfingsten sollten wir uns ganz bewusst klar machen: Diese beiden Wörter stehen nicht für etwas Anschauliches, nicht für etwas Irdisches.

Zuerst zum Wort "Geist", griechisch "pneuma", das in den verschiedenen Büchern der Bibel sehr unterschiedlich beschrieben wird: Im Alten Bund ist es "der heilige Geist, der gesprochen hat durch die Propheten". In den Schriften des Neuen Testaments lesen wir noch vieles andere: Im Brief an die Korinther etwa beschreibt Paulus einzelne Auswirkungen des Geistes – zum Beispiel Glaubenskraft oder die Gabe, Kranke zu heilen – und betont, dieser eine Geist sei auch der eine Herr und der eine Gott. Ganz anders schildert die Apostelgeschichte am Pfingsttag, wie der Geist in Feuerzungen und unter Sturmesbrausen auf die Betenden herabkommt. Im Johannesevangelium schließlich haucht Jesus seinen Jüngern sanft "heiligen Geist" ein.

Die vielen Bilder schildern also sehr unterschiedliche Situationen – aber nie etwas, was wir Menschen selbständig "machen" könnten. Wenn etwa bei einer Party die "Begeisterung" künstlich durch Alkohol oder Drogen herbeigeführt wurde, liegt auf der Hand, dass das nichts zu tun mit dem Geist Gottes, der gütig und wahr ist. Anders ist es, wenn bei einem Fest ein innerlich froher Geist herrscht und Gastgeber und Gäste sich ehrlich als Beschenkte wissen und daher auch dankbar schenken wollen. Bei einem solchen Fest herrscht "ein guter Geist", der uns von Gott geschenkt ist, auch wenn dabei noch nicht spezifisch christlich das Kreuz bejaht wird. Verzicht oder Selbstlosigkeit kann durch kein Medikament eingenommen und von keinem Arzt injiziert werden. Denn Gut und Böse liegt außerhalb des naturwissenschaftlich Messbaren. Der Geist des Herrn ist der HERR selbst (vgl. 2 Kor 3,17), und er ist "die Gabe", die uns göttliches Leben schenkt (vgl. Joh 4,10). Er ist die Liebe Gottes, "die ausgegossen ist in unsere Herzen" (Röm 5,5). Natürlich können auch demütige Menschen, die sich so beschenkt wissen – etwa der so bescheidene Komponist Anton Bruckner –, große, begeisternde Kunstwerke schaffen. Doch er wusste, dass der Schöpfergeist Gottes unendlich größer ist.

Wir könnten diese *rúach* Gottes auch übersetzen mit Atem, Hauch oder Sturm, und ein anderes Bild spricht vom "Wind", bei dem wir nicht wissen, woher er kommt und wohin er uns treibt (vgl. Joh 3,8). Andere Bilder für Gottes geheimnisvolles Wirken in uns sind: Neuschöpfer (vgl. Ps 104,30), Beistand, Paraklet, Tröster, Lehrer, lebendiges Wasser, Feuer, Liebe (so die Aufzählung im Hymnus "*Veni Creator Spiritus*", GL 341).

Auch das Beiwort "heilig" ist nicht leicht zu verstehen – denn es ist fast eine falsche Übersetzung. In erster Linie ist Gott der dreimal "heilige" (vgl. Jes 6,3), es geht gar nicht um eine besondere *Eigenschaft* nur des Geistes. Vielmehr *wirkt* der Geist in besonderer Weise unter uns und in uns. Christus ist uns gleichsam am nächsten in diesem Geist. Wenn wir vom "Heiligen Geist" sprechen, meinen wir also nicht einen Windhauch oder Sturm, der auf besondere Weise "heilig" wäre, sondern einen *heiligenden* Geist, der vom Profanen absondert, reinigt, den Egoismus wie Feuer ausglüht und vernichtet und die Liebe entfacht. Eine besonders schöne Beschreibung dieses heiligenden Gottesgeistes findet sich im Vierten Hochgebet:

"Damit wir nicht mehr uns selber leben, sondern ihm, der für uns gestorben und auferstanden ist, hat er von dir, Vater, als erste Gabe für alle, die glauben, den Heiligen Geist gesandt, der das Werk deines Sohnes auf Erden weiterführt und alle Heiligung vollendet."

## **Zum Dreifaltigkeitsfest**

(Dtn 4,32-34.39-40 / Röm 8,14-17 / Mt 28,16-20)

In jeder Eucharistiefeier hören wir als Abschluss des Hochgebets und im Anschluss an den Namen unseres Herrn "Jesus Christus" den Lobpreis:

"Durch IHN und mit IHM und in IHM ist dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes alle Herrlichkeit und Ehre jetzt und in Ewigkeit."

Und wir alle stimmen dem zu mit unserem "Amen".

Von IHM, also nur von Jesus Christus, werden da Dinge ausgesagt, an die wir kaum denken, wenn wir am morgigen Fest dazu neigen, die Einheit und Wesensgleichheit der drei göttlichen "Personen" überzubetonen. Der Sohn, der gelitten hat, ist etwas Besonderes. Und doch geht es um die ganze Fülle Gottes, wenn wir ihn preisen. Kein Jude und kein Muslim könnte so beten.

Der Kirchenlehrer Ambrosius sagte einmal: "Christus omnia", etwa: Christus umfasst und enthält die ganze Fülle unseres Glaubens an den einzigen Herrgott. Und das kommt zum Ausdruck in diesem Lobpreis.

Die Wesensgleichheit der Personen wurde in der Auseinandersetzung mit Häresien früher so sehr überbetont, dass wir ihre Sonderheiten aus dem Blick verloren. Die "Dreifaltigkeit" erstarrte zu einem unverständlichen "Geheimnis", dessen Symbol im Abendland ein Dreieck mit gleichlangen Seiten wurde – zum Entsetzen der Ostkirchen.

Wenn wir aber unseren Lobpreis ernst nehmen, zielt alles hin auf Christus. In der Menschwerdung Gottes liegt das eigentliche Geheimnis. Jesus sprach uns vom Vater und von der Gabe des Geistes. "In IHM" hat der eigentlich Unsichtbare sich uns gezeigt – oder "geoffenbart" –, und nur "durch IHN" können wir den Vater erkennen und das Wirken seines Geistes in uns erleben. So ist es doch recht einleuchtend, dass wir im Hinblick auf eben diesen Jesus Christus "alle Herrlichkeit und Ehre" Gottes preisen.

Vielleicht lesen wir einmal unter diesem Gesichtspunkt neu die Worte über den dreieinigen Gott und über die Allmacht Christi im morgigen Evangelium. Jesus kann von sich sagen: "Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde" (Mt 28,18).

## Die Zeit im Jahreskreis

# Zum 1. Sonntag im Jahreskreis: siehe "Zur Taufe des Herrn"

## Zum 2. Sonntag im Jahreskreis

(1 Sam, 3,3b-10.19 / 1 Kor 6,13c-15a.17-20 / Joh 1,35-42)

Im heutigen Evangelium hören wir das Wort Johannes des Täufers, das der Priester bei jeder Eucharistiefeier beim Erheben der Hostie wiederholt: "Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt!" (Joh 1,29.36). Zweimal ruft der "Vorläufer" Jesus als "das Lamm Gottes" aus: zum ersten Mal unmittelbar vor dem heutigen Abschnitt, beim zweiten Mal stehen "zwei seiner Jünger" beim Täufer, hören das Wort ihres Meisters (Joh 1,37) – und folgen dem Lamm. Betrachten wir den einzigartigen Satz im Zusammenhang.

Zunächst hatte der Täufer ein Gottesbekenntnis abgelegt. Vom bis dahin unbeachteten Jesus hatte er als erster bekannt: "Dieser ist der Sohn Gottes" (Joh 1,34). Das ist so wichtig, weil der Evangelist Johannes nicht, wie die drei Synoptiker (genauso bei der Verklärung), von einer Stimme berichtet, die vom Himmel her ergeht: Dieser ist "mein geliebter Sohn". Das hörten wir am vergangenen Sonntag im Markusevangelium (Mk 1,11; vgl. Mt 3,17; Lk 3,34). Heute hören wir, wie der Täufer mit eigener Stimme bezeugt, dass sich da Göttliches ereignet. Wer davon ausgeht, dass der Evangelist, im Unterschied zu den Synoptikern, das Geschehen selbst miterlebt hat, der wird ihm abnehmen, was er uns über den Täufer mitteilt: Er habe den Geist Gottes auf Jesus herabkommen und auf ihm ruhen sehen "wie eine Taube" und deshalb Jesus als göttlich bezeugt (vgl. Joh 1,34). Sein wichtiges Wort "Sohn Gottes" hat das Konzil von Nizäa (325) dann erklärt als "wesensgleich" oder "eines Wesens mit dem Vater". Denn nach antikem Verständnis haben (wie bereits manchmal erwähnt) Vater und Sohn immer dasselbe "Wesen", so ist z.B. das Eselsfohlen seinem Wesen nach ein Esel. Auch ein Menschenkind ist "eines Wesens" mit seinem Vater. Es ist "hervorgebracht" d.h. "gezeugt" oder "geboren", aber nicht "geschaffen", wie etwa eine Marmorstatue, die ein großer Künstler "geschaffen" hat.

Dieses Gottesbekenntnis verbindet der Täufer mit dem ungewöhnlichen Bild eines Schafs, das geschlachtet werden soll – ein scharfer Kontrast. Der Täufer sagte ja nicht: "Seht, das ist der Gesalbte, den alle erwartet haben!" Wie also sollten seine Jünger verstehen, was er ihnen übermitteln wollte mit seiner geheimnisvollen Bezeichnung des Mannes aus Galiläa als "das Lamm Gottes"? Wir können davon ausgehen, dass ihnen die alttestamentlichen Anspielungen bekannt waren: Beim Auszug aus Ägypten war in jeder Familie ein Paschalamm geschlachtet und die Türpfosten mit dessen Blut bestrichen worden, damit das Haus, an dessen Türpfosten sein Blut klebt, vor dem Zorn des Herrn verschont blieb (vgl. Ex 12,7.13). Und die Johannes-Jünger kannten den Propheten Jesaja gut genug, um die Bedeutung zu ermessen, die bei ihm dem Leidensknecht zukommt, dem "die Schuld von uns allen" aufgeladen wird, um ihn dann "wie ein Lamm zum Schlachten" zu führen (Jes 53,6f). Auch bei den Mönchen im Kloster von Qumran, das nahe bei der Taufstelle lag, war um die Zeit Jesu der Gedanke des stellvertretenden Sühnens für die Sünden Israels lebendig (1QS 8.6).

Nach dem, was wir heute über frühjüdische Spiritualität wissen, waren die Jünger des Johannes also fähig ihren Meister zu verstehen und zu merken: Der Täufer bezeugt, dass dieser unbekannte Jesus viel mehr ist als ein weiterer großer Bußprediger. Er wird der geistige Retter der Menschheit sein – gerade weil er wie ein Opfertier "die Sünde der Welt" trägt (Joh 1,29). Dass sie ihn wirklich verstanden haben, zeigt sich in ihrem Tun: Konsequent wechseln sie von Johannes über zu Jesus (vgl. Joh 1,37-42; vgl. Apg 1,22).

Und schließlich verbindet das Bild vom "Lamm Gottes" das Geschehen am Jordan mit dem Geschehen auf Golgota. Auf den ersten Blick hat die Taufe nichts mit der Kreuzigung zu tun. Doch wenn es

im Johannesevangelium heißt, dass an ihm kein Knochen zerbrochen wurde (vgl. Joh 19,36; Ex 12,46), stellt der Evangelist damit eine Verbindung zum Paschalamm her. Vom Gekreuzigten ist dann in der Johannesoffenbarung an mehr als zwanzig Stellen die Rede als vom Lamm, das geschlachtet wurde, aber gesiegt hat (vgl. Offb 5,6.12 u.ö.). Hätten wir im Neuen Testament nicht den heutigen Evangelienabschnitt – und gerade ein Satz daraus wird in jeder Eucharistiefeier wiederholt –, dächten wir beim "endzeitlichen" Thema des geschlachteten, siegreichen Gotteslammes wohl kaum daran, dass der HERR nicht erst am Kreuz unsere Sünden auf sich nahm, sondern sich schon am Jordan bewusst zu unserem Heil erniedrigt hat.

Manchmal war ich in meinem Leben vom Bild des Gotteslammes tief betroffen und ahnte, was "selbstlos" meint.

Vielleicht ist es Ihnen auch schon einmal ähnlich ergangen?

## **Zum 3. Sonntag im Jahreskreis**

(Jona 3,1-5.10 / 1 Kor 7,29-31 / Mk 1,14-20)

Kein Schriftsteller empfindet es als Lob, wenn er hört: "Seine Widergabe eines Gesprächs ist so genau wie eine Tonbandaufnahme." Und kein bildender Künstler wünscht sich, dass sein Bild mit einer Fotografie verwechselt wird. Jeder Künstler will ganz persönliche und somit ausgewählte Akzente setzen. Das gilt auch für die Verfasser der vier Evangelien. Doch wenn es um konkrete Texte geht, beginnen die Schwierigkeiten – umso mehr, wenn sich ihre Angaben (wie in den Evangelientexten des letzten und diesen Sonntags) widersprechen. Auch in unserem 21. Jh. sind unrichtige, fundamentalistische Ansichten oder falsche Vorstellungen von Verbalinspiration (d.h. jedes Wort sei vom Heiligen Geist eingegeben und daher unfehlbar) noch weit verbreitet. Doch die Bibel ist kein Dokumentarfilm – selbst wenn sie historische Ereignisse schildert.

Auch die Schriftsteller Johannes und Markus, deren unterschiedliche Darstellungen der Berufung der ersten Jünger Jesu wir am vergangenen und an diesem Sonntag hören, wollen nicht als Protokollisten missverstanden werden. Schon in der Weihnachtszeit beobachteten wir: Mattäus, der uns den Besuch der Magier und die Flucht nach Ägypten berichtete, betrachtete die Kindheitsgeschichte mit ganz anderen Augen als Lukas, dem die Hirten und die Darstellung im Tempel zu Jerusalem wichtig waren. Ähnlich ist es bei den Berichten über die Berufung der ersten Jünger.

Am vergangenen 2. Sonntag im Jahreskreis hörten wird im Johannesevangelium, dass die ersten Jünger am unteren Jordan von Johannes dem Täufer zu Jesus überwechselten, am morgigen 3. Sonntag dagegen schildert Markus, dass Jesus selbst zwei Brüderpaare oben am See Gennesaret vom Fischerberuf wegruft in seine Nachfolge.

Auch die allgemeine Lage zeichnen die beiden Evangelisten vollkommen verschieden. Markus beginnt den Abschnitt mit der Angabe, der Täufer sei schon im Gefängnis gewesen, als Jesus anfing in Galiläa zu predigen (vgl. Mk 1,14) und Jünger um sich zu scharen. Dagegen sind nach dem Johannesevangelium der Täufer und Jesus zunächst noch gleichzeitig tätig, zwischen den Jüngern dieser beiden Lehrer kommt es sogar zum Streit. Dem Leser, der an dieser Stelle stutzt, erklärt der Evangelist ausdrücklich: "Johannes war nämlich noch nicht ins Gefängnis geworfen worden" (Joh 3,24). Hier liegt die Frage nahe, welche der beiden Darstellungen historisch richtig ist. Obwohl die synoptischen Evangelien früher entstanden, gibt es ein entscheidendes Argument für die Schilderung des Johannes: Da Streit – insbesondere zwischen Autoritäten, auf die man sich berufen möchte – im allgemeinen eher verschwiegen als erfunden wird, erscheint es plausibel, dass Johannes mit seiner Darstellung eines Streits bewusst das vereinfachende "synoptische Schema" korrigieren will (also die schematische Verkürzung des Weges Jesu von der Taufe am Jordan nach Galiläa und zurück nach Jerusalem in den drei synoptischen Evangelien).

Auch unter anderen Gesichtspunkten wird heute immer deutlicher: Das Vierte Evangelium, dem im 19. Jh. jeglicher Geschichtswert abgestritten wurde, erweist sich in seinen Orts- und Zeitangaben

(nicht in den großen theologischen Reden) immer mehr als zuverlässig. So spricht für seinen Bericht einer ersten Begegnung der Jünger mit Jesus schon am Jordan (und nicht erst "am See von Galiläa", wie im heutigen Markusevangelium), dass Petrus als Bedingung vor der Wahl des Mattias in das Apostelamt (anstelle des Judas) sagt, es müsse ein Mann sein, der mit dabei war "angefangen von der Taufe durch Johannes" (Apg 1,22). Auch archäologische Funde – etwa die Ausgrabungen in Qumran, am Teich Betesda oder Schiloach – sprechen dafür, dass die Darstellung im Johannesevangelium eher den historischen Tatsachen entspricht.

Doch allen vier Evangelisten ging es in erster Linie nicht um geografische Genauigkeit, sondern um Verkündigung. Wenn also das Johannesevangelium, das wir am vergangenen Sonntag hörten, die Berufung der ersten Jünger historisch genauer beschreibt – welche Bedeutung hat dann die Darstellung des Markus im heutigen Evangelium? Während am letzten Sonntag "das Lamm Gottes" bezeugt wurde, will uns Markus etwas ganz anderes verkünden: Er schildert, dass Jesus den Ruf des Täufers zur Umkehr aufgreift – aber ihn auch weiterführt; denn "das Reich Gottes ist nahe" (Mk 1,15). Markus zeichnet Jesus nicht wie ein Lamm, das zum Schlachten bestimmt ist, sondern als den Mächtigen, der zu sich ruft, wen er will.

Trotz aller Unterschiede stimmen alle vier Evangelien darin überein, dass Jesus zum Täufer an den Jordan gekommen ist, und dass zuerst zwei Brüderpaare berufen wurden: Andreas und Simon, Jakobus und Johannes, (deren Namen vom vierten Evangelisten allerdings nicht genannt werden). Und schließlich gehörten nach allen Evangelien Fischer zu den Jüngern, denn auch im Johannesevangelium kehren sieben von ihnen nach Ostern zurück zu ihrem erlernten Fischerhandwerk (vgl. Joh 21,3).

Aber bei ihrer Berufung werden die ersten Jünger nur von den Synoptikern ausdrücklich als Fischer geschildert, wodurch diese drei Evangelisten uns wohl an die Prophezeiung des Ezechiel für die Endzeit erinnern wollten: Dann werden "Fischer am Ufer des Meeres stehen und ihre Netze zum Trocknen ausbreiten" (Ez 47,10). Vor allem aber hören wir dann im morgigen Evangelium das große, übermächtige Wort Jesu, das nirgends im Alten Testament vorausgesagt wurde – und auch keine anonyme "Gemeindetheologie" hätte sich für die Entstehung der christlichen Liebesgemeinschaft ein so erschreckendes Bild ausgedacht: "Ich werde euch zu Menschenfischern machen" (Mk 1,17). Denn mit dem Menschenfischen ist sicher nicht gemeint, Mitglieder für einen "neuen Verein" zu gewinnen. Vielmehr geht es um das Hinführen zu Christus mit dem Ziel, sich "auf den Tod" Jesu taufen zu lassen (vgl. Röm 6,4; Kol 2,12).

Bei dem Bild vom Netz, das Petrus vor dem österlichen Frühmahl am See Gennesaret an Land zieht (Joh 21,11), sehen wir in den darin gefangenen Fischen ganz selbstverständlich die von Christus auserwählten Menschen. Und dann liegt auf dem Kohlenfeuer der gebratene Fisch bereit, in dem Augustinus Christus sieht, der bereits gelitten hat ("Piscis assus Christus passus"). Die frühe Kirche hat das Jesuswort an seine "Menschenfischer" nicht nur so verstanden, sondern auch immer wieder in Wort und Bild so zu erklären versucht: Wie vor uns der HERR, so erreichen auch wir durch Leiden unser Heil. Doch wirklich verstanden habe ich dieses Jesuswort erst, nachdem ich einen nächtlichen Fischfang auf dem See Gennesaret miterlebt hatte. Im vollen Netz zappelten die Fische, einige hatten sich in den Maschen verfangen, und während sie an Land gezogen wurden, japsten sie, bis sie tot

Wenn wir uns das bewusst machen, klingt es anders, wenn Jesus im heutigen Evangelium wie ein Befehlshaber sagt: "Kommt her, folgt mir nach!" So wurden also die ersten Jünger ins "Netz" Jesu geholt. Und dann wird ihnen außerdem verheißen, sie würden selbst zu Menschenfischern. Dieses Wort trifft bis heute die Wirklichkeit der Christen, denn in unserem Jahrhundert werden mehr Menschen getötet, weil sie als Getaufte leben, als je zuvor. Doch bis heute sind die Blutzeugen mit ihren Schmerzen der Stolz der Kirche, und sie begeht freudig ihre Märtyrerfeste. Die Blutzeugen selbst waren dankbar, dass ihnen die Gnade geschenkt worden war, "ins Netz gegangen zu sein" und mit ihrem Leben zu bezeugen, was Jesus seinen Jüngern gesagt hatte: Ich werde euch zu Menschenfischern machen.

## **Zum 4. Sonntag im Jahreskreis**

(Dtn 18,15-20 / 1 Kor 7, 32-35 / Mk 1,21-28)

Das Markusevangelium zeichne sich zwar, so meinen viele, durch treue Schilderung des Menschen Jesus aus, eigentliche Theologie, also Gedanken über Gott, müsse man jedoch in den anderen Evangelien suchen. Erst später komme, vor allem bei Johannes, der Aspekt des erhöhten und verherrlichten, des göttlichen Jesus hinzu.

Nun lesen wir aber seit Beginn des Lesejahres B (im vergangenen Advent) Abschnitte aus diesem Markusevangelium. Dabei stellten wir am 2. Adventssonntag fest, dass das Wort "Anfang", das sowohl im Markus- als auch im Johannesevangelium im ersten Vers steht, zwar in beiden Evangelien verschiedene Bedeutung hat. Doch wir merkten zugleich: Das Göttliche bricht auch bei Markus förmlich herein in unsere Welt – stürmisch und unaufhaltsam. Die Froh-botschaft, das *Eu-angelion*, hatte bei Markus begonnen mit dem Ruf Johannes des Täufers, des "Vorläufers" Jesu: "Bereitet den Weg des HERRN!"(Mk 1,3) – ein Zitat aus dem Buch Jesaja (Jes 40,3). Diese Stelle aus dem Buch Jesaja wurde auch in der vorchristlichen Regel der klosterähnlichen Gemeinschaft von Qumran zitiert. Doch in Qumran wagte man den heiligen Namen HERR nicht nur nicht auszusprechen, sondern nicht einmal ihn zu schreiben. Anstelle des Tetragramms setzte man nur vier Punkte [....] (1 QS 8.14). Die Leser des Markusevangeliums sollen diesen HERRN erkennen in Jesus. Zuerst Jesaja und dann Johannes der Täufer hatten auf sein Kommen zur Taufe vorbereitet; diesen Text (Mk 1,7-11) hörten wir am "Fest der Taufe des HERRN".

Und dieser HERR "kommandierte" im Evangelientext des vergangenen 3. Sonntags im Jahreskreis die vier Fischer am See voller Autorität: "Auf! Hinter mich!" (Mk 1,17). Und souverän sagte Jesus ihnen voraus, er werde sie zu "Menschenfischern" machen.

Der Text des heutigen 4. Sonntags im Jahreskreis schließt direkt daran an und schildert Jesus, wie er am folgenden Sabbat mit den neuen Jüngern in die Synagoge von Kafarnaum kommt. Dort lehrt er schon "mit göttlicher Vollmacht eine neue Lehre" (Mk 1,22). Der Zusatz "göttlicher" in der Einheitsübersetzung – der sich im griechischen Original nicht findet – ist treffend, wie das nächste Ereignis zeigt. Ein von bösen Geistern Besessener schreit auf vor dem machtvollen Lehrer, dessen Überlegenheit er spürt: "Ich weiß, wer du bist: der Heilige Gottes" (Mk 1,24). Auf griechisch: "Ho Hágios tou Theou", was bedeutet: "Der Heilige, in dem Gott selbst anwesend ist".

Im Johannesevangelium findet Petrus erst am Ende der Eucharistischen Rede zu diesem wörtlich gleichen Bekenntnis: "Du bist der Heilige Gottes" (Joh 6,69). Trotzdem ist richtig: Im Johannesevangelium werden die Gedanken "von oben nach unten" entwickelt, das ewige Wort wird schwaches Fleisch (vgl. Joh 1,14). Im Markusevangelium dagegen entlädt sich die Kraft des HERRN "von unten", auf unserer Erde, aus der Perspektive der Menschen, die das kaum fassen können – und uns an ihren Gefühlen teilhaben lassen. So schließt der morgige Evangelienabschnitt mit der Frage erschreckter Menschen: "Was hat das zu bedeuten? Hier wird mit Vollmacht eine ganz neue Lehre verkündet. Sogar den unreinen Geistern befiehlt er, und sie gehorchen ihm" (Mk 1,27).

Im Laufe der Jahre staune ich immer mehr über diese sich geradezu überstürzende Weise, in der Markus den schwachen Menschen Jesus von Nazaret als den HERRN einführt, der bereits im Buch Jesaja angekündigt worden war, und danach atemberaubend schildert, wie sich Schlag auf Schlag Neues ereignet. Er lässt uns miterleben, wie die Beteiligten damals aus dem Staunen nicht mehr herauskommen und schließlich (vgl. Mk 15,39) in dem irdischen Menschen den "Sohn Gottes" erkennen.

## Zum 5. Sonntag im Jahreskreis

(Ijob 7,1-4.6-7 / 1 Kor 9,16-19.22-23 / Mk 1,29-39)

Aus einem Bibelkreis junger Frauen wurde mir eine Erklärung des heutigen Evangelienabschnitts berichtet, die ich in keinem der vielen von Männern verfassten Kommentare fand. Beim Vergleich mit Mattäus und Lukas scheint sie dem Markustext besonders gut gerecht zu werden. Markus stand von Jugend an dem Petrus nahe; denn im Haus seiner Mutter Maria in Jerusalem war Petrus ein und aus gegangen (vgl. Apg 12,12). Der junge Johannes Markus war wohl von Petrus dort getauft worden, denn Markus galt in der Kirche zu Rom noch viele Jahre später als dessen geistlicher Sohn (vgl. 1 Petr 5,13). Simon Petrus selbst stammte aus Betsaida in Galiläa (vgl. Joh 1,44) und besaß zusammen mit seinem Bruder Andreas in Kafarnaum ein Haus. (Dieses "Petrushaus" ist übrigens nicht nur durch frühe Pilgerberichte, sondern seit dem 20. Jh. auch durch archäologische Ausgrabungen gut belegt.) Vom Vater des Simon hören wir nichts, auch seine Frau wird erst viel später in der Urkirche erwähnt (vgl. 1 Kor 9,5). Zum heutigen Evangelientext, der nur seine Schwiegermutter nennt, fragte der oben erwähnte Bibelkreis:

Warum wird da von den vier neu berufenen Jüngern, die mit Jesus ins Haus des Petrus gehen, berichtet: "Und sofort sprachen sie mit ihm über sie" (Mk 1,30) – also über die kranke Schwiegermutter? Im Paralleltext nach Mattäus hören wir nichts davon, vielmehr sieht Jesus selbst die Kranke und geht unaufgefordert zu ihr. Nach unserem Markustext trägt auch nicht einfach Simon eine private Heilungsbitte an Jesus heran. Vielmehr heißt es im Plural: "... sofort sprachen sie ..." Beim Einreden der Jünger auf Jesus ist es wohl nicht die Krankheit, die ihnen große Sorgen macht. Der Bibelkreis meinte: Der eigentliche Grund ist: Die vier Männer haben ein Problem. Wie sollen sie den Meister in ihrem Haus bewirten, wenn ausgerechnet jetzt die Hausfrau im Bett liegt? Und tatsächlich heißt es nach der Heilung der Frau: "Und sie bediente sie" (V. 31). Darum war es den Männern von Anfang an gegangen. Ihre Bitte war so gesehen also alles andere als selbstlos und fürsorglich.

Gleich mehrere Beobachtungen sprechen m. E. für diese Auslegung des Markustextes, erstens: Nur Markus nennt die beteiligten Jünger namentlich und schildert, wie sie (wörtlich) "sofort mit ihm reden" über die Kranke (V. 30). Wie wir schon hörten, ist es bei Mattäus Jesus selbst, der die fiebernde Kranke sieht, zu ihr geht und sie heilt (Mt 8,14). Zweitens kennen wird eine ähnliche Situation in Betanien, der wir ebenfalls entnehmen können, dass man damals offenbar nicht damit rechnen konnte, dass Männer in der Küche mithelfen. Denn Marta muss ihre Schwester Maria in die Küche bitten, als plötzlich Gäste eingetroffen sind (vgl. Lk 10,40). Drittens heißt es bei Mattäus, die Geheilte hätte nur "ihn", also Jesus, bedient (Mt 8,15), während Markus im Plural schreibt: "... und sie bediente sie", d.h. alle fünf Gäste (V. 31). Und viertens ist die Darstellung des Markus nicht gerade vorteilhaft für Petrus und die anderen späteren Apostel, sie ist wohl das Ursprünglichere (denn später wird eher geglättet).

Wenn wir dieser Argumentation folgen, erweist sie sich als fruchtbar: Wir erkennen so viel stärker, wie hilfsbereit, wie schlicht und zugleich mächtig Jesus eingreift und die Situation rettet. – Man könnte sagen: Jesus hat nicht nur der kranken Frau geholfen, sondern sogar den selbstsüchtigen Männern, deren eigennütziges Verhalten er wohl erkennt, aber überhört und verzeiht – und dem er doch durch sein eigenes liebevolles Handeln gewissermaßen den Spiegel vorhält. Und wir müssen wohl ehrlich zugeben: Auch unsere Sorge um andere ist nicht immer ganz uneigennützig. Noch ein weiteres: Wenn wir uns mit einem Kummer an andere wenden und uns geholfen wird, nehmen wir das oft, wie die Männer im heutigen Evangelium, fast wie selbstverständlich an – und vergessen es leicht wieder. Noch mehr gilt das bei dem, was wir heute von Jesus hören. Denn echte Güte war und ist so schwer in ihrem vollen Wert erkennbar. Heilige späterer Jahrhunderte haben versucht, uns besser achten zu lassen auf die Liebe des "Herzens Jesu". Doch davon ist im Evangelium keine Rede. Da wird die Güte des einzigartigen Menschen Jesus auf ganz andere Weise, einfach in seinem Schweigen und Handeln erlebbar. Seine göttliche Natur leuchtet da fast "selbstverständlich" auf. Nicht erst ein Konzil hat im 5. Jh. "erfunden", Jesus sei wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch gewesen. Von der in Jesus sichtbar

gewordenen Güte Gottes berichten uns schon die Evangelisten in einer Weise, über die wir so leicht hinweglesen – und bei den Dämonenaustreibungen oder den spektakulären Heilungswundern hängen bleiben. Auch für Simon und seine Begleiter scheint das damals noch die Hauptsache gewesen zu sein; denn sie "eilten ihm nach", wörtlich "verfolgten ihn" (Mk 1,36), weil die Menge der am Vorabend Geheilten ihn "suchte", also bei sich behalten wollte, damit er alle ihre Kranken gesund mache. Für Jesus selbst aber war sein Beten und Verkündigen viel wichtiger. Auch uns fällt es schwer seine Wertskala zu bejahen. Doch sensationelle Wunder beweisen, wenn man sie nur für sich allein nimmt, sehr wenig.

## **Zum 6. Sonntag im Jahreskreis**

(Lev 13,1-2.43-46 / 1 Kor 10,31-11,1 / Mk 1,40-45)

Im Evangelium des 6. Sonntags im Jahreskreis wird ein vom Aussatz Geheilter angehalten zu erfüllen, was "Mose angeordnet hat", nämlich sich als Geheilter "dem Priester" zu zeigen (vgl. Lev 13,6) und dann die für diesen Fall vorgesehenen Opfer (vgl. Lev 14,3f) darzubringen (Mk 1,44). Auf solche Weise wurde die Heilung vom Aussatz amtlich festgestellt, und eine Rückkehr in die Gemeinschaft wurde für den als gesund Erklärten möglich. Wörtlich sagt Jesus, der Geheilte solle das tun "ihnen [dem Priester und allen Anwesenden] zum Beweis", oder: "zum Zeugnis" (griechisch "eis martýrion").

Die Einheitsübersetzung fügt nach "Beweis" in Klammern hinzu: "(meiner Gesetzestreue)". Doch soll hier wirklich die "Gesetzestreue" Jesu bezeugt werden?

Die Auslegung ist nicht unmöglich, einige neutestamentliche Autoren betonen ja, Jesus habe sich "dem Gesetz unterworfen", um uns freizukaufen – so der Apostel Paulus (Gal 4,4f). Auch der Evangelist Lukas hebt bei der Darstellung des Jesuskindes im Tempel hervor: "gemäß dem Gesetz" (vgl. Lk 2,22-24).

Doch bei Markus spielt dieser Gedanke kaum eine Rolle, daher ist die übliche Auslegung wohl richtiger: Durch die offizielle Feststellung des Priesters, dass der vorher Aussätzige jetzt wieder rein ist, soll unbezweifelbar das machtvolle Heilungswunder Jesu bezeugt werden. Für diesen Sinn spricht die Wahl des starken Wortes "Zeugnis".

Doch zugleich liegt auch noch etwas ganz anderes in diesem Befehl an den Geheilten. Denn wir haben gesehen, dass Markus im ganzen ersten Kapitel seines Evangeliums die göttliche Vollmacht Jesu neben dessen Entschluss gestellt hat sich nicht als demagogischer Wundertäter vom Jubel der Menge an die Macht bringen zu lassen – in nächtlichem Gebet hatte Jesus sich dazu durchgerungen (vgl. Mk 1,35). Dass er den Geheilten zu den Priestern schickt, sagt wohl auch etwas aus über diese Gesinnung Jesu, in der er den so schweren Weg ins Leid bejaht – denn dadurch erkennt er ja die an, die später seinen Tod herbeiführen sollten (vgl. Joh 18,13f; 19,6). So gesehen geht es beim Befehl an den Geheilten nicht nur um das Einhalten einer mosaischen Vorschrift, sondern um das "Mehr", um das "Erfüllen" (vgl. Mt 5,17). Der Vers spricht also nicht nur von Jesu "Gesetzesfrömmigkeit", auch nicht nur davon, dass ein Wunder offiziell bezeugt wird. Indem Jesus die Autorität der Priester stärkt, hilft er seinen Feinden und verwirklicht auf seine so unauffällige Art das, was gemeint ist mit: Auf die eine Wange geschlagen, halte noch die andere Wange hin (vgl. Mt 5,39).

Doch diese bisherigen Überlegungen sind im Sinne von Markus sicher nicht das Wichtigste im morgigen Text, eher der Satz: "Ich will es. – Werde rein!" Im Griechischen genügen dafür die zwei kommandoartige Rufe: "*Thélo. Katarísthäti.*" Sie finden sich wörtlich gleich auch in den Paralleltexten (Mt 8,3; Lk 5,13). Dagegen schreibt nur Markus vorher: Jesus "hatte Mitleid" mit dem Aussätzigen (Mk 1,41).

Das ist letztlich der Grund, warum er machtvoll und wunderbar heilt: Sein Mitleid, oder seine göttliche Güte, die wir schon am letzten Sonntag im Haus des Simon und Andreas oder am Abend vor der Haustür in Kafarnaum bewundert haben (vgl. Mk 1,30f).

Auch wir sind oft krank, mehr an der Seele als am Körper, und dürfen uns selbst in dem Aussätzigen sehen. Er kommt mit so großem Vertrauen – oder Glauben – zu Jesus. Und der HERR berührt ihn voll Mitleid. Und dann "will" Jesus: "Sei rein!"

## **Zum 7. Sonntag im Jahreskreis**

(Jes 43,18-19.21-22.24b-25 / 2 Kor 1,18-22 / Mk 2,1-12)

Scheinbar ist selbstverständlich, was ich heute aufzeigen möchte: Das Gute sollte man bejahen. Doch im digitalen Zeitalter entscheiden wir zunehmend durch Klick auf eine Taste, ob wir etwas bejahen oder verneinen, und dabei kann "Nein" genauso berechtigt sein wie "Ja". Auch für den nicht digitalen Alltag gilt: Manchmal muss man "Nein" sagen können.

Bei dem, was der Apostel Paulus den Korinthern zu bedenken gibt, wie wir in der heutigen 2. Lesung hören, geht etwas viel Grundlegenderes. Er schreibt über Jesus Christus, den er ihnen verkündet hat: "In ihm ist das Ja verwirklicht" (2 Kor 1,19). "Ja" oder "Nein" sind hier nicht zwei "gleich gültige" Optionen.

Trotzdem ist unter uns das "Nein" geradezu beliebt. Wir stöhnen zwar über die vielen negativen Meldungen der Medien. Doch dass auch wir dazu neigen vor allem die Unglücksfälle, die Skandale oder doch wenigstens die kleinen Fehler unserer Mitmenschen anderen "mitzuteilen", fällt uns kaum auf. Grundsätzlicher sagt das in Goethes "Faust" (1. Teil) der Mephisto: "Ich bin der Geist, der stets verneint". Wohl jeder merkt: Hier sind "Ja" und "Nein" unversöhnliche Gegensätze.

Im heutigen Evangelium erfahren wir an einem konkreten Beispiel, wie Jesus in seiner Person das "Ja" verwirklicht hat. In Kafarnaum heilte er Kranke, und die Menschen drängten sich vor dem Haus, in dem Jesus lehrte, zusammen (vgl. Mk 2,2). Um trotzdem mit einem Gelähmten zu Jesus zu gelangen, kommen vier Männer auf die "verrückte Idee" das Haus abzudecken, um von oben her ihr Ziel zu erreichen. Sicher schimpften da viele, Jesus dagegen bemerkte, was andere nicht wahrnahmen: das gläubige Vertrauen der Krankenträger (vgl. Mk 2,5). Und noch wichtiger ist ihm der Krankheitsbefund des Mannes, den sie vor ihm herablassen – allerdings nicht dessen körperliche Lähmung. Der Patient bekommt eine ganz unerwartete Auskunft: "Mein Sohn" (wörtlich: "Kind"), "deine Sünden sind dir vergeben" (Mk 2,5). Später wird der Gelähmte zwar auch körperlich geheilt, doch nur, weil die Schriftgelehrten Jesu Vollmacht Sünden zu vergeben in Frage gestellt hatten. Wir staunen vor allem über die körperliche Heilung. Doch der Evangelist will eindeutig betonen: Jesus hatte die göttliche Vollmacht Sünden der Seele zu vergeben, also dem Menschen zu verzeihen, der seinen Schöpfer durch Ungehorsam beleidigt hat. Dem Evangelisten Markus geht es gerade um den Wortlaut der Frage der Schriftgelehrten: "Wer kann Sünden vergeben, außer dem einen Gott?" (Mk 2,7).

In der 1. Lesung werden wir bereits vorbereitet auf diesen Gedanken. Jesaja redet in göttlichem Auftrag zu Jakob, das heißt zu den zwölf Stämmen des Gottesvolkes: "Mit deinen Sünden hast du mir Arbeit gemacht, mit deinen üblen Taten hast du mich geplagt". Dann aber folgt kein Zürnen, vielmehr stellt der HERR fest: "Ich, ich bin es, der um meinetwillen deine Vergehen auslöscht, ich denke nicht mehr an deine Sünden" (Jes 43,25). Das "Ich, ich bin es" lautete im griechischen Text, in dem man in neutestamentlicher Zeit den Propheten Jesaja las: "Egó eimi, egó eimi."

Dasselbe "Egó eimi – Ich bin" (also ohne das deutsche Hilfswort "es") sagt Jesus von sich selbst aus, im Markusevangelium erstmals beim Seewandel. Da ruft Jesus den mühsam rudernden Jüngern zu: "Ich bin! Fürchtet euch nicht!" (Mk 6,50). Und noch feierlicher vor dem Hohen Rat im Prozess, bei dem es für ihn um Leben oder Tod ging: "Ich bin" (Mk 14,62). Erstmals nannte Gott seinen Namen aus den Flammen des Brennenden Dornbuschs: Er sei der HERR, der "Egó eimi – Ich bin". Jesus gebraucht diesen Gottesnamen von sich selbst. Nicht nur der Name gilt ihm, auch die Aussage über das Wesen Gottes: "Ich bin es, der um meinetwillen deine Vergehen auslöscht, ich denke nicht mehr an deine Sünden" (Jes 43,25). Insofern sagt Jesus um seiner selbst willen zu dem Gelähmten: "Deine Sünden sind dir vergeben." In Jesus ist Gottes Barmherzigkeit unter uns erschienen, er ist der HERR,

zu dessen Wesen es gehört heilen zu wollen, damit aus Krankheit das Heil erwächst, damit Schlechtes zu Gutem wird. Der HERR sagt "Ja" zum Guten.

Das ist es, worum es im Evangelium geht: Weil Jesus göttliche Vollmacht hat, will er und kann er Sünden vergeben. Und er will es, weil er das Gute will.

Auch im Brief an die Korinther geht es um eine so positive Sicht der Schöpfung. Jesus sei, so schreibt Paulus, das verkörperte "Ja" zum Heilsplan oder zum Heiligungs-Plan Gottes. Und von ihm heißt es gleich im ersten Satz der 2. Lesung: "Gott ist treu" (2 Kor 1,18), man kann sich auf ihn verlassen. Auch bei dem, was Paulus über "Gottes Sohn Jesus Christus" verkündet hat, trifft das zu. Er ist "nicht Ja und Nein zugleich" (2 Kor 1,19). Jetzt stehen Ja und Nein nicht mehr als zwei gleichberechtigte Möglichkeiten nebeneinander, zwischen denen nach Belieben ausgewählt werden kann. Wenn Gott zu uns "Ja" sagt, wird die Antwort "Nein" des Geschöpfs zur Sünde. Viel befreiender ist das, was uns Paulus dann klarzumachen versucht: Jesus Christus, der Sohn Gottes, wurde in seiner Menschwerdung "das Ja zu allem, was Gott verheißen hat. Darum rufen wir durch ihn zu Gottes Lobpreis auch das Amen" (2 Kor 1,20).

Das hebräische Wörtchen "Amen" ist im Deutschen – wie auch in anderen Sprachen – fast unübersetzbar. "Wahrlich" oder "So sei es!" treffen nur Teilaspekte. Vor allem geht es um unser Festhalten an dem einzig festen Punkt: an dem ganz positiven Ja, das der Vater auf ewig durch die Menschwerdung des Sohnes in seine Schöpfung hineingesprochen hat.

An diesem Sonntag, an dem wir hören, wie Jesus einen lahmen Sünder bejaht, kann es für uns kein Nein geben. Im Sinn von Gut und Böse können wir Ja und Nein nicht beliebig vertauschen. Wenn wir mit Gott vereint sind, schwindet die Faszination, die von einem "Geist, der stets verneint" ausgeht. Dankbar dürfen wir "Ja" sagen für alles Gute in unserer Umgebung und innerlich gefestigt mit einstimmen in das große, weil so eindeutig bejahende, christliche "Amen".

#### **Zum 8. Sonntag im Jahreskreis**

(Hos 2,16b.17b.21-22 / 2 Kor 3,1b-6 / Mk 2,18-22)

Eben erst hatte Jesus seine ersten Jünger berufen (vgl. Mk 1,16-20), darunter auch einen Zöllner. Zusammen mit dessen Freunden gingen sie – entgegen allen "guten Sitten" – zum Mahl ins Haus des Zöllners (vgl. Mk 2,13-17). Schon jetzt also herrscht im Kreis um Jesus ein neuer Geist: Ehrlich zu sein ist wichtiger als selbstgerecht oder heuchlerisch. Und der HERR charakterisiert diese veränderte Lage durch zwei Bilder: Alte Kleider flickt man nicht, und alte Schläuche sind ungeeignet für neuen Wein. Der letzte Satz im heutigen Evangelium lautet: "Neuer Wein gehört in neue Schläuche" (Mk 2,22).

Was mit diesem Bild gesagt werden soll, wird erst ganz verständlich, wenn wir uns einen solchen "neuen Schlauch" näher ansehen. Als ich 1965 an die Moses-Quelle bei Petra (in Jordanien) kam, wurde gerade Wasser abgefüllt und zwar nicht in einen Krug oder in Kanister, sondern noch in einen Leder-Schlauch. Für die Studierenden wollte ich diesen "letzten" Schlauch unbedingt als Anschauungsmaterial erwerben.

Doch selbst nach langem Feilschen kam ich nicht unter den Preis von 5 US \$, das Mehrfache dessen, was damals ein gebrannter Tonkrug kostete. Ich zögerte also. Doch da wurde mir erstmals erklärt, wie viel Arbeit in so einem Schlauch steckt, und welche Vorteile er gegenüber dem Tonkrug hat. Vor allem ist er nicht zerbrechlich. Überdies können auch Männer einen Schlauch tragen – je nach Größe des Tiers, aus dem er angefertigt wurde, kann er bis etwa zehn Liter fassen –, entweder in der Hand oder sogar auf dem Rücken; auf dem unten beigefügten Foto sind die Tragseile zu erkennen. Dagegen kann ein voller Wasserkrug nur von Frauen auf dem Kopf balanciert werden.

Diesen Vorteilen stehen auch Nachteile gegenüber. Vor allem ist das Anfertigen eines Schlauchs schwierig und mühsam. Weil der Schlauch aus der Haut des ganzen Tiers gemacht wird (die äußeren Haare werden abgeschabt), darf es nicht in der üblichen Weise aufgeschnitten und ausgenommen werden; denn dann bliebe der Schlauch niemals dicht. Das Fleisch und alle Knochen müssen durch

\_\_\_\_\_

die größte Körperöffnung, durch den Hals des Schafs oder der Ziege langwierig herausgearbeitet werden. Später kann man dann durch diese Halsöffnung das Wasser einfüllen oder ausgießen. Auf dem Foto unten ist diese zugebundene Halsöffnung links zu sehen. Die vier Löcher, die dort entstanden sind, wo die Hufe abgeschnitten wurden, lassen sich zubinden, und die kleinen Öffnungen am Unterleib können dicht zugenäht werden.



Abb. 7: Gefüllter Schlauch an einer Wasserstelle bei Kuntilla im Norden der Sinaihalbinsel, April 1981

Ein anderer Nachteil ist, dass ein Schlauch nie austrocknen darf, sonst bekommt er Risse. So schreibt der Psalmist, dass er sich elend und trostlos fühlt "wie ein Schlauch voller Risse" (Ps 119,83). Als ich an der Moses-Quelle meinen Schlauch erstanden hatte, ließ ich das Wasser heraus, um ihn im Kofferraum zu verstauen. Doch die Beduinen waren entsetzt; ich müsse unbedingt Wasser im Schlauch lassen, damit er brauchbar bleibt.

Mit anderen Worten: In all den Jahrtausenden, in denen es noch keine Plastikflaschen gab, war der Schlauch ein praktischer, aber teurer Behälter für Wein oder Wasser. Die Haut eines neuen Schlauchs war überdies elastisch und dehnbar, neuer Wein konnte in ihm gären. Und Jesus betrachtete den Kreis seiner ersten Jünger offenbar als neuen, noch nicht voll ausgegorenen Wein.

Das Bild der neuen Schläuche spricht also von einer großen Veränderung, die sich in der Umgebung Jesu vollzog. Man könnte vielleicht sagen, es habe ein neues Lebensgefühl geherrscht. Als Jesus auf die Lebensweise anderer frommer Juden hingewiesen wird, nicht nur auf die Jünger von gesetzestreuen Pharisäern, sondern auch von Johannes dem Täufer, sagt er nicht, deren Verhalten sei falsch. Vielmehr erklärt er nur, bei ihm gehe es um etwas ganz Andersartiges, etwas ganz Neues. Denn für seine Jünger sei der Bräutigam anwesend (vgl. Mk 2,19).

Überraschenderweise wird ihm nicht entgegen gehalten, Gott sei doch immer wie ein Bräutigam bei seinem Volk. Man hätte Jesus sogar hinweisen können auf eine der vielen Stellen in den heiligen Schriften des Alten Bundes, die von der abtrünnigen Braut Israel und ihrem eifersüchtigen Bräutigam sprechen. Auch für die 1. Lesung des heutigen Sonntags ist ein solcher Text ausgewählt worden, da heißt es beim Propheten Hosea: "Ich traue dich mir an auf ewig" (Hos 2,21).

Aber offensichtlich war zur Zeit Jesu das Bewusstsein, dass der Bräutigam da ist, nicht mehr lebendig. Zuerst musste Gott in Zeit und Raum eingehen, das ewige Wort musste schwaches Fleisch werden, musste Mensch werden (vgl. Joh 1,14). Erst dann konnte die Braut ihren Bräutigam lieben lernen (vgl. Offb 2,4; 22,27). Paulus charakterisiert diesen Moment, zu dem "Gott seinen Sohn sandte" mit den

Worten: "Als aber die Zeit erfüllt war" (Gal 4,4) – man könnte also sagen, jetzt ist die christliche "Fülle der Zeit" angebrochen. An anderer Stelle bezeichnet Paulus den HERRN Jesus Christus als das "Ziel des Gesetzes" (Röm 10,4). Deshalb kann niemand die Tora, das Gesetz, ebenbürtig neben Jesus stellen; denn Mose übergab dem Volk zwar eine Weisung, in Jesus aber wurde das Wort des Lebens und der Wahrheit sichtbarer Mensch (vgl. Joh 1,17). In seiner Inkarnation ging der Bräutigam einen unauflösbaren Bund mit seiner Braut ein (vgl. Jes 62,5).

Was Jesus heute bei Markus ganz schlicht über den Bräutigam sagt, der jetzt da ist, das spricht Johannes der Täufer so aus: "Wer die Braut hat, ist der Bräutigam, der Freund des Bräutigams aber, der dabeisteht und ihn hört, freut sich über die Stimme des Bräutigams" (Joh 3,29). Die Jünger des Täufers hatten das noch nicht begriffen, ihnen galt das Bild von den alten und den neuen Schläuchen. Die Jünger Jesu sind nicht einfach besonders fromme Juden. Der Alte Bund endet, und er geht nicht nahtlos über in den "Neuen Bund" (Jer 31,31). Was nun beginnt, braucht einen kostbaren "neuen Schlauch" zum Gären und Reifen: Erst in Jesus Christus offenbart sich der eine Gott ganz neu als die Liebe, die "alles Fleisch", also uns alle, einlädt "zum Hochzeitsmahl des Lammes" (Offb 19,9).

## Zum 9. Sonntag im Lesejahr

(Dtn 5,12-15 / 2 Kor 4,6-13 / Mk 2,23 – 3,6)

Unser Beuroner Pater Otmar Merkle (1882 – 1963) war mit Leib und Seele Bildhauer, unzählige Wegkreuze in der Umgebung des Klosters stammen von ihm. Doch im Haus bekam er manchen Tadel zu hören, weil man ihn auch am Sonntag in seiner Werkstatt hämmern hörte.

Als ich vom Studium in Rom zurückkam, hatte ich eine gute Nachricht für P. Otmar. Ich konnte ihm berichten: "Wir haben im Kirchenrecht die Frage des Sonntagsgebots durchgenommen, Sie können ruhig am Sonntag an Ihren Kruzifixen arbeiten."

P. Otmar wollte das aber genauer wissen, und was ich ihm damals erklärte, passt auch zu den Texten des heutigen 9. Sonntags im Jahreskreis, die vom Sabbat handeln. Da heißt es in der alttestamentlichen 1. Lesung: "Achte auf den Sabbat, halte ihn heilig!" (Dtn 5,12) – und im Markusevangelium lesen wir das genaue Gegenteil: Jesus verteidigt seine Jünger, die am Sabbat Ähren abreißen (Mk 2,23-28), und heilt sogar selbst am Sabbat in der Synagoge die verdorrte Hand eines Mannes. Die Folge ist, dass seine Gegner "den Beschluss fassen ihn umzubringen" (Mk 3,6).

Als Erstes versicherte ich P. Otmar, er arbeite ja mit so viel Freude an seinen Heiligenfiguren und Kreuzen, dass das sicher keine "knechtliche (oder knechtende) Arbeit" ist. Denn die Kirchenväter deuteten die Taufe als Befreiung aus der Knechtschaft der Sünde, die sie bildlich verglichen mit der Fronarbeit unter der Herrschaft des Pharao in Ägypten. Uns Christen wirft geldgieriges Schuften, nicht aber frohe Arbeit zurück in eine solche Knechtschaft.

Da Christus in der Nacht des ersten Tags der Woche auferstanden war, versammelten sich die Christen der frühen Kirche jeweils in dieser Nacht zum Gottesdienst – etwa wie heute in unserer Feier der Osternacht; denn immer gilt: In der Bibel und Liturgie beginnt der Tag mit dem Sonnenuntergang, so dass der erste Tag der Woche an unserem Samstag Abend begann. Diese ersten Christen richteten sich damals ihre Arbeiten so ein, dass sie auf jeden Fall am Gottesdienst teilnehmen konnten. Irgendwelche gesetzlichen Vorschriften gab es in den ersten drei Jahrhunderten mit ihren Christenverfolgungen natürlich nicht. Erst nach der Konstantinischen Wende wurde (321 nC.) verordnet – nicht nur für Christen –, dass der dies solis, der Tag des Sonnengottes oder der Sonntag, ein arbeitsfreier Tag ist, an dem auch keine Gerichtverhandlungen stattfinden. Das also war die Lage bei den "Heidenchristen" – und auch für uns.

Viel schwieriger war es für beschnittene Israeliten sich daran zu gewöhnen, dass nicht mehr der siebte, sondern der achte bzw. der erste Tag der Höhepunkt der Woche sein sollte. Die tiefgreifende Wende, zu der sich die Apostel in Jerusalem durchgerungen hatten, verlangte von Heiden, die zum Glauben an Jesus Christus kamen und getauft wurden, weder die Beschneidung noch das Halten des

Sabbatgebots und der Reinheitsvorschriften (vgl. Apg 115,28f). Diese Trennungslinie wurde eindeutig gezogen. Bischof Ignatius von Antiochia bezeichnet um 110 nC. Bekehrte als Gläubige, die sich "nicht mehr an den Sabbat halten, sondern den Tag des Herrn feiern" (Brief an die Magnesier 9,1). Und in der etwa gleichzeitig mit den Evangelien entstandenen "Didache (Lehre) der zwölf Apostel" heißt es: "Brecht das Brot, wenn ihr am Herrentag zusammenkommt, und dankt (oder: feiert Eucharistie), nachdem ihr eure Sünden bekannt habt" (Did 14,1). Hier oder in anderen Texten aus der Zeit der Kirchenväter ist nirgends etwas zu finden von einem arbeitsfreien Tag, vielmehr gehören seit der apostolischen Zeit Beten und Arbeiten zusammen, sie brauchen sich nicht zu stören.

Im Unterschied zum alttestamentlichen Sabbat, an dem jegliche Arbeit verboten ist, handelt es sich am Tag des HERRN für gläubige Christen um mehr, um die liturgische Vergegenwärtigung des Ostertags mit seinem freudigen Halleluja. Dementsprechend geht es etwa in einer christlichen Küche am Sonntag ganz anders zu als in einer jüdischen Küche am Sabbat, an dem nicht gekocht werden darf. Für die christliche Hausfrau ist die Erholung von der Wochenarbeit nicht die Hauptsache an diesem durch Gesetze arbeitsfreien Tag.

Der Unterschied zwischen Sabbat und Tag des HERRN wird im Neuen Testament dadurch vertieft, dass der Blick vom Ausruhen von den Mühen einer irdischen Arbeitswoche hingelenkt wird auf Bleibendes. Gottes Ruhe am siebten Tag mündet ein in die Ewigkeit, in die er am österlichen achten Tag eingegangen ist. An diesem Tag versammelt sich die Urkirche von Anfang an (vgl. Joh 20,19 mit 20,26) und tauft mit Vorliebe am achten Tag (vgl. 1 Petr 3,20 und die achteckigen Baptisterien).

Nur an einer Stelle wird das Wort *schabbat* im Neuen Testament nochmals aufgegriffen. Der hebräische Begriff ist mit "sieben" verwandt und lässt auch an das Wort "ruhen" denken (vgl. Gen 2,2). Und diese zwei Themen werden nun im großen theologischen Werk des sogenannten Hebräerbriefs vertieft. Unser Leben wird da verglichen mit jener Wüstenwanderung, deren Ziel die ewige "Sabbatruhe" ist; an dieser Stelle ist sogar aus dem griechischen Ausdruck noch das hebräische Wort herauszuhören: *sabbatismós*. Es heißt da: "Also ist dem Volk Gottes eine Sabbatruhe vorbehalten" (Hebr 4,9). Ohne das Wort Sabbat nochmals zu gebrauchen greift der Seher von Patmos im letzten Buch der Bibel diesen Gedanken vom typisch christlichen, vom ewigen Ausruhen bei Gott nochmals auf: "Selig sind die Toten, die im Herrn sterben [...] Ja, spricht der Geist, sie sollen ausruhen von ihren Mühen; denn ihre Werke begleiten sie" (Offb 14,13).

Unser P. Otmar ist inzwischen mit allen seinen (Kunst-)Werken angekommen in jenem Gelobten Land (Hebr 4,10) der Sabbatruhe, von dem es heißt. "Denn wer in das Land seiner Ruhe gekommen ist, der ruht auch selbst von seinen Werken aus, wie Gott von den seinigen."

#### Zum 10. Sonntag im Jahreskreis

(Gen 3,9-15 / 2 Kor 4,13-5,1 / Mk 3,20-35)

Der Text der heutigen zweiten Lesung stammt aus dem sog. 2. Korintherbrief – in Wirklichkeit war es der vierte, denn wir wissen, dass zwei vorherige Briefe verloren gegangen sind. Der Brief entstand im Herbst des Jahres 56, kurz bevor Paulus zum letzten Mal nach Korinth kommt. Diese Hafengemeinde mit ihrem Durchgangsverkehr war sein Sorgenkind – in den verlorenen Briefen hatte er sie offenbar so stark getadelt, dass die Briefe nicht abgeschrieben wurden. In dem jetzigen 2. Korintherbrief erfahren wir besonders viel von seinem Leben, er blickt zurück auf die vergangenen Jahre, in denen er in unglaublicher Weise mehrere tausend Kilometer zurückgelegt und Gemeinden gegründet und betreut hat, darunter auch die Gemeinde von Korinth.

Heute kann man sich ein gutes Bild des antiken Korinth machen. Die Agora, der Marktplatz, ist sehr gut erhalten. Wohl bei den Ausgrabungen in Korinth hatte jemand den Gedanken an Paulus zu erinnern. Doch wurde keine Statue errichtet, mit der man sonst etwa an Herrscher oder Heerführer erinnert. Vielmehr wurde in den Briefen des Apostels eine Stelle gesucht, die besonders gut die Gestalt dieses Lehrers der Völker zum Ausdruck bringt. Ein offensichtlich guter Kenner der Paulusbriefe hat dazu eine Stelle aus dem Text der heutigen zweiten Lesung gewählt.





Abb. 8 und 9: Die obere Aufnahme zeigt das steinerne Podium, den "Richterstuhl" (griech. *bäma*), an der Südseite der Agora von Korinth. Oben saß der Prokonsul Gallio zu Gericht, unten führte man ihm Paulus vor. Paulus stand dort, wo jetzt die Person mit dem roten Pullover steht. Oben auf dem *bäma*, in der Mitte und etwa einen Meter vom vorderen Rand entfernt (also von unten bzw. auf dem Foto nicht sichtbar) stand der Stuhl des Richters. Dort ist heute die Tafel mit der Inschrift aufgestellt, die auf dem unteren Foto zu sehen ist.

Der griechische Text (und die englische Übersetzung) wurde auf einer Marmorplatte eingemeißelt, die heute auf dem steinernen Podium steht, dem *bäma*, auf dem zur Zeit des Paulus der römische Prokonsul Gallio in Korinth zu Gericht saß; doch in die von der jüdischen Gemeinde gegen Paulus vorgebrachte Anklage hatte er sich nicht einmischen wollen (vgl. Apg 18,12-17). Das ereignete sich um das Jahr 50 nC. – und an die Gemeinde in diesem Korinth schreibt Paulus sechs Jahre später: "Denn die kleine Last unserer gegenwärtigen Not schafft uns in maßlosem Übermaß ein ewiges Gewicht an Herrlichkeit" (2 Kor 4,17). Was meint Paulus konkret mit der "kleinen Last"? Es ist jedenfalls ein ordentliches Understatement. Im elften Kapitel desselben Briefs erwähnt er einiges von dieser "kleinen Last": So wurde er dreimal gegeißelt, einmal gesteinigt, erlitt dreimal Schiffbruch, ertrug Kälte und Blöße und spricht von Gefahren durch Räuber und Schwierigkeiten mit falschen Brüdern; dazu kam noch die Sorge um alle Gemeinden (2 Kor 11,25-29).

Ich denke, dass es solche "Belastungen" sind, die aus dem streitbaren Christenverfolger Saulus (vgl. Apg 9) und dem Petrus in Antiochia Widerstehenden (Gal 1,11) den heiligen Paulus gemacht haben. Dinge, die in seinem Leben "schwer" waren, haben es so wertvoll gemacht. Am Schluss hat er sich in Rom in die Gesamtkirche eingeordnet – leicht vergessen wir, dass es ihm wohl mehr gelegen hätte, die Gemeinden, die er selbst gegründet hatte, unter seiner Oberleitung als eine "Pauluskirche" zusammenzuschließen. Dann wäre es schon in der apostolischen Zeit zum Schisma gekommen. In den Worten, die in Korinth eingemeißelt zu lesen sind, lässt Paulus uns miterleben, dass auch in seinem Leben gegolten hat, was Jesus immer wieder betonte: "Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden; wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden" (Mt 23,12 und öfters).

Wenn ich diese kleine Inschrift auf dem *bäma* in Korinth vergleiche mit der haushohen Paulus-Statue auf der Insel Malta, dann wird mir bewusst, wieviel besser die Inschrift von Korinth zeigt, was die wirkliche Größe dieses Lebens mit Christus ausmachte. Paulus erlebte die Gefahren als "eine kleine Last", für die er sich als übermäßig beschenkt empfindet, und die seinem Leben "ewiges Gewicht" geben.

# **Zum 11. Sonntag im Jahreskreis**

(Ez 17,22-24 / 2 Kor 5,6-10 / Mk 4,26-34)

Am letzten Sonntag haben wir bereits einen Abschnitt aus dem 2. Korintherbrief gehört und einiges über die Situation der Gemeinde und über die Umstände der Abfassung erfahren. Heute setzt der Text ein Kapitel später ein. Paulus schreibt da, er ziehe es vor "aus dem Leib auszuwandern und daheim beim Herrn zu sein" (2 Kor 5,8). Auch an anderen Stellen in seinen Briefen vermittelt uns Paulus – mehr als die anderen Autoren des Neuen Testaments – den Eindruck den Leib zu verachten. Paulus warnt vor einem Leben "nach dem Fleisch". Nur bei ihm findet sich die Mahnung, "die Taten des Leibes zu töten" oder "abzutöten" (Rom 8,13). Nur Paulus erinnert die Empfänger in Korinth an harte Sportkämpfe und an die notwenigen Anstrengungen, um im Stadion zu siegen. Daher sollten wir wie Wettkämpfer unnachgiebig trainieren, so wie auch er, Paulus, nicht bequem lebt, "vielmehr züchtige und unterwerfe ich meinen Leib" (1 Kor 9,24.27). Der Einfluss der griechischen Welt ist hier deutlich zu spüren, und dabei geht es nicht nur um die Welt des Stadions, sondern auch die Welt der griechischen Philosophie, die den materiellen Körper als Kerker betrachtete, da er die Seele an ihren geistigen Höhenflügen hindere. Die Gedanken des Apostels werden vor diesem Hintergrund verständlicher.

Weniger beachten wir, dass Paulus mit seinen Gedanken einst die asketischen Anstrengungen der ersten christlichen Mönche begründete. Daher lernte ich sie im Noviziat kennen, doch sie waren mir damals ausgesprochen unsympathisch; muss man denn dauernd über Abtötungen oder "Kasteiungen" oder andere Bußwerke reden? Lieber wollte ich im Kloster sein, um Gott zu loben für seine schöne Welt.

Umso mehr freute ich mich über die ganz andere "Lebensphilosophie" und Lebensweisheit unseres alten Sakristanbruders Willigis Dirr (\*1871) mit seinem langen weißen Bart. Als er einmal – es wird

um 1950 gewesen sein – die Treppen und den Platz vor dem Eingang in unsere Kirche fegte, redeten ihn fromme Besucher an: "Gelt, Bruder, Sie freuen sich auch, bis Sie im Himmel sind." Worauf Br. Willigis antwortete: "Oh, der Himmel läuft mir nicht weg. Vorerst freue ich mich noch auf der Erde leben zu dürfen."

Im morgigen Evangelium hören wir das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat und von dem Senfkorn, das ohne unser Zutun zum mächtigen Baum wird; denn Gott ist am Werk. Ich denke, die Haltung von Br. Willigis passt gut zu diesen Gleichnissen. Er hatte etwas erfasst von dem großen Wunder des geistigen Lebens: vom Wirken Gottes in uns – jetzt schon und ohne dass wir viel dabei "helfen" könnten. Der Same keimt und wächst seit unseren Kindertagen. In unserem Inneren hat Gottes Herrschaft schon begonnen.

Inzwischen sind viele Jahre vergangen, und ich merke, dass ich damals die scheinbar ungetrübte Lebensfreude von Br. Willigis unrealistisch einschätzte. Spätestens im hohen Alter, das spüre ich selbst, kommen in jedem Menschenleben Krankheiten und die verschiedensten Schmerzen. So sehe ich heute das Besondere in der Antwort von Br. Willigis nicht mehr nur in seiner zuversichtlichen Weltsicht, sondern viel mehr darin, dass er nicht klagte über die Schmerzen und Leiden, die auch er sicher hatte, sondern gern und zufrieden seine Arbeit tat. Er erwähnte sie so wenig, dass ich ja damals meinte, es gäbe sie bei ihm gar nicht, er spüre kein Kreuz, er freue sich einfach noch über das Leben. Heute sehe ich das wohl richtiger.

Ein christliches Leben ohne Kreuz ist ein Widerspruch in sich. Es gibt aber mindestens zwei verschiedene Arten damit umzugehen – und beide sind berechtigt. Auch Paulus erkennt beide Formen an, wenn er etwa im 1. Korintherbrief schreibt, er könne sich von der Gemeinde verköstigen lassen, und auch er dürfe verheiratet sein wie andere Apostel (vgl. 1 Kor 9,4-7). Dann aber fährt er fort: "Aber wir haben von diesem Recht keinen Gebrauch gemacht" (1 Kor 9,12). Und mit Feuereifer verteidigt er seinen so außergewöhnlichen, aber freiwillig übernommenen Weg des Verzichtens: "Lieber wollte ich sterben, als dass mir jemand diesen Ruhm entreißt" (1 Kor 9,15).

Paulus sieht also sein Verzichten, sein mühevolles Üben (vgl. Apg 24,16 mit dem Verb "askéo" davon "Askese") als mögliche, aber nicht als verpflichtende Lebensform. Auch andere Formen lässt er gelten. Auch in ihnen gibt es echte Nachfolge Jesu und Ja zu seinem Kreuz. In die heutige Zeit übersetzt, habe ich das verblüffend einfach erklärt bekommen. Eine meiner verheirateten Schwestern mit Kindern und großem Haushalt sagte mir: "Dass du ins Kloster eingetreten bist, bewundere ich. Doch Gehorsam gibt es nicht nur dort. Ich muss mindestens genau so viel gehorchen bzw. verzichten wie du, um auf die Wünsche anderer einzugehen. Der Unterschied ist nur: Bei mir wird es im Grunde für selbstverständlich gehalten und von niemandem besonders beachtet."

Welches ist die "vollkommenere" Lebensweise? Entscheidend ist für jede und für jeden von uns der Wille des HERRN. In der Lesung sagt uns Paulus: "Deswegen suchen wir unsere Ehre darin IHM zu gefallen" (2 Kor 5,9). Und dabei weiß der Apostel, dass solches "gefallen" nur möglich ist, wenn wir uns als "fröhliche Geber" abmühen (vgl. Spr 22,8; 2 Kor 9,7), also nicht als solche, die jammern über ihr Kreuztragen. Jeweils auf dem Lebensweg, auf den ER uns gerufen oder gestellt hat, suchen wir Gott. Und in der sonntäglichen Eucharistiefeier geben wir im Vaterunser unsere Zusage dazu, dass ER jetzt schon immer mehr in uns wirkt, uns formt und in uns Raum gewinnt für seine Königsherrschaft: "Dein Reich komme!" – Schon heute!

#### **Zum 12. Sonntag im Jahreskreis**

(Ijob 38,1.8-11 / 2 Kor 5,14-17 / Mk 4,35-41)

Das Boot im Seesturm, in dem sich die rudernden Jünger abmühen, haben wir wohl schon auf vielen Gemälden gesehen. Da gibt es einmal den Seesturm in der Nacht nach der Brotvermehrung, bei dem Jesus über die Wellen wandelnd den erschöpften Jüngern zu Hilfe kommt. Doch heute geht es um eine andere Situation. Der Abschnitt aus dem Markus-Evangelium berichtet: Jesus ist schon bei der Abfahrt im Boot, doch er schläft, als der Sturm losbricht, gegen den die Jünger ankämpfen. Zu diesem

Text gibt es Parallelen bei Mattäus und Lukas (Mt 8,23-27; Lk 8,22-25), doch sie sind deutlich vom Bericht des Markus abhängig. Er ist es, der diesen Seesturm in den kräftigsten Farben schildert. Zwei Dinge sind dabei außergewöhnlich: Jesus schläft im Boot, in das schon die Wellen hereinschlagen – eigentlich fast unvorstellbar. Und er tadelt die Jünger, die ihn wecken, ungewöhnlich scharf. Vom Zusammenhang her liegt nahe, dass es Markus weniger darum geht, die Mühe und die Angst der Jünger aus "psychologischer" Perspektive zu schildern, vielmehr will er das göttliche Wesen Jesu hervorheben.

Zuerst zu dem Boot, in dem Jesus schläft. Wie ein solches Boot wirklich ausgesehen hat, können wir uns recht gut vorstellen, nachdem 1986 bei besonders tiefem Wasserstand im See Gennesaret ein Boot aus neutestamentlicher Zeit geborgen wurde. Mit zehn Metern Länge konnte es etwa 15 Personen aufnehmen, und es hatte Ruderbänke mit wohl vier Ruderpaaren. Die Unterseite ist vollständig erhalten, doch leider fehlt der obere Bootsrand, besonders der hintere Teil.

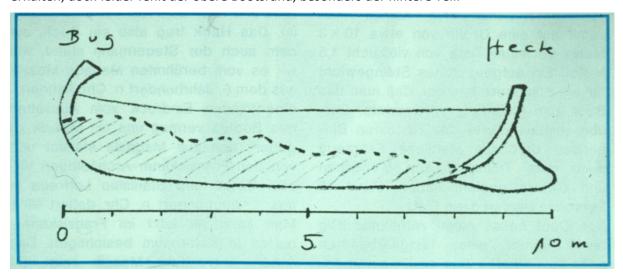


Abb. 10: Handskizze nach der Rekonstruktion in der Ausstellungshalle im Kibbuz Nof Ginnosar. Nur die Teile unterhalb der gestrichelten Linie sind erhalten.

Bei der hier abgebildeten Skizze, die ich in dem kleinen "Museum" anfertigte, legte ich Wert darauf zu zeigen, was alles *nicht* mehr vorhanden ist. Für die Auslegung unseres Textes wäre besonders wertvoll gewesen, wenn am Heck ein Aufbau oder etwas anderes als Schlafplatz Geeignetes erhalten gewesen wäre. Denn nach Mk 4,38 schlief dort Jesus "auf einem Kopfkissen". Doch selbst wenn es einen solchen Platz gegeben hätte, fällt es schwer sich vorzustellen, wie jemand in einem so flachen Boot schläft und nicht aufwacht, als schon "die Wellen in das Boot schlugen, so dass es sich mit Wasser zu füllen begann" (Mk 4,37).

Doch nicht nur bei dem Boot, das die Archäologen geborgen haben, fehlt ein Heckaufbau für diesen schwer vorstellbaren, ruhigen Schlafplatz mit "Kopfkissen"; in den parallelen Berichten Mt 8,24 und Lk 8,23 wird er ebenfalls ausgelassen.

Und auch die hereinschlagenden Wellen, die das Boot füllen, nennt nur der Markustext. Schon öfters hat sich als Methode bewährt: Wenn etwas unrealistisch anmutet, lohnt es sich zu fragen, ob vielleicht gerade dadurch ein theologischer Akzent gesetzt werden soll. Im heutigen Fall zielt Markus auf den Schlusssatz: "... und das Meer gehorcht ihm", damit verbunden ist die Frage: "Wer ist dieser?" (Mk 4,41; der Zusatz "Mensch", den die Einheitsübersetzung bietet, findet sich übrigens nicht bei Markus sondern nur bei Mattäus, und auch dort nur in einigen Handschriften). Jesus war nämlich für die Besessenen der "Gottessohn" (Mk 3,11), für die Schriftgelehrten der Handlanger des Beelzebul (Mk 3,22). Als wen erleben ihn die Jünger jetzt im Boot? Wohl als den "ganz Anderen", als den Überlegenen, den menschliche Angst in keiner Weise beunruhigt. Die Liturgie unterstreicht diesen Gesichtspunkt, indem sie im Hinblick auf das Evangelium als 1. Lesung einen Abschnitt aus dem Buch ljob bringt, in dem Gott aus dem Wettersturm den Ijob fragt: "Wer verschloss das Meer und sprach: ... Bis hierher darfst du und nicht weiter, hier muss sich legen deiner Wogen Stolz?" (Ijob 38,1.11).

Die Jünger erleben Jesus, den sie aufwecken, genau als den, der dem Seesturm befiehlt: "Schweig, sei still!" (Mk 4,39). – Die Schlussfrage des Markus: "Wer ist dieser?" wird also beantwortet durch die göttliche Vollmacht Jesu über die Meereswogen. Der folgende Satz soll uns zeigen, dass die Jünger auf diese Erfahrung "richtig" reagieren: "Da ergriff sie große Furcht" (Mk 4,41).

Für das Wort "Furcht" steht im griechischen Text "phóbos", das hier große, staunende Ehrfurcht meint. Das ist etwas ganz anderes als die unvernünftige "Angst" der Jünger, die Jesus vorher getadelt hatte (Mk 4,40). Die Rüge Jesu ist so außergewöhnlich, weil das griechische Wort "deilós" im ganzen Neuen Testament nur an dieser Stelle vorkommt (Mk 4,40 mit der Parallele Mt 8,25); es bedeutet "verzagt" oder "feige" oder auch "ängstlich". Warum bezeichnet Jesus die Jünger in einer doch objektiv wirklich gefährlichen Situation als "feige"? Denn da der See Gennesaret 200 Meter unter dem Meeresspiegel liegt, kommt es zu überraschenden "Fallwinden", die bis heute bei den Fischern gefürchtet sind. Was Jesus vermisst, ist ihr Glaube: "Habt ihr denn keinen Glauben?" (Mk 4,40). Aber tadelt Jesus sie als verzagt, weil sie rufen: "Hilf mit, statt zu schlafen! Wir sind am Ende unserer Kräfte!" Oder gelten sie als ängstlich, weil sie meinen ihren Rabbi nicht heil ans Ufer bringen zu können? Im Markus-Evangelium – das doch die Vollmacht Jesu so hervorhebt – steht der fast ironische Weckruf: "Meister, kümmert es dich nicht, dass wir zugrunde gehen?" (Mk 4,38). Sie sind ängstlich, weil sie nur an sich selbst - als schwache Menschen - denken und überdies noch meinen Jesus ermahnen zu müssen. Die Jünger werden also getadelt, weil sie - zu Beginn ihres Weges mit ihm noch nicht begreifen, dass sie in diesem Jesus Gott selbst an Bord haben. Echter Glaube hätte sie Halt finden lassen an der unsichtbaren Macht, die in seiner Person bei ihnen im Boot ist.

Ein solcher rettender Glaube, von dem alle Schriften des Neuen Testaments sprechen, ist *das* große Lebenswerk für jeden von uns: Ein Leben vereint mit Jesus (vgl. Joh 6,29). Wenn wir in Not sind, wird diese Vereinigung zu einem Anklammern an Jesus Christus, den Sohn Gottes, in der Zuversicht, dass er uns retten kann. Davon sind die rauen Fischer jetzt noch weit entfernt. Doch genau darauf richtet Markus sein Evangelium aus; unter dem Kreuz wird der römische Hauptmann – er steht für die Gemeinde in Rom, für die Markus sein Evangelium schreibt – bekennen: "Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn" (Mk 5,39).

In der Szene, die im heutigen Evangelium geschildert wird, stehen die Jünger noch am Anfang ihres Glaubenswegs. Immerhin fragen sie, nachdem ihnen geholfen wurde: "Wer ist dieser?" – dieser Jesus, der in ihrem Boot schläft und dann dem Sturm gebietet und dem dunklen Meer, das oft für das Widergöttliche schlechthin steht.

Wie sieht unser Glaube aus, wenn wir große Angst bekommen? Das heutige Evangelium führt uns sehr anschaulich vor Augen, dass doch eigentlich, seit Jesus Mensch geworden ist, Gott "mit uns im Boot" ist. Dabei können wir bei "im Boot sein" an sehr Verschiedenes denken, etwa an eine konkrete Gemeinschaft, die bei "hohem Wellengang" (den man wohl auch im übertragenen Sinn verstehen kann) ängstlich wird. Ich selbst habe das aber auch mehrmals mit Reisegruppen ganz real auf hoher See in kleinen Booten erlebt. Dann erinnerte uns ein Lied, das wir gern anstimmten, daran, dass es etwas noch Größeres gibt als das irdische Leben: "Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt ... fährt durch das Meer der Zeit. Das Ziel, das ihm die Richtung weist, ist Gottes Ewigkeit. Bleibe bei uns Herr ...!" Natürlich können wir das Boot des heutigen Evangeliums auch als Bild für die Gesamtkirche betrachten. Und mit Gottes Auge gesehen, ist das Boot vielleicht unser kleiner blauer Planet, auf dem Gottes einziger Sohn Mensch wurde, starb und den Tod überwand. Doch oft erscheint uns die Situation der Menschen wohl genauso, wie sie im Evangelientext an diesem 12. Sonntag im Jahreskreis beschrieben ist: als ein Boot auf sturmgepeitschter See. Und wir erleben viele Menschen, die voller Angst nach irdischen (Ver-)Sicherungen suchen – und kennen wohl auch selbst dieses Bedürfnis. Als Glaubende dürften wir mit begründeter Hoffnung (vgl. 1 Thess 4,13; Joh 14,19) schreien - oder "beten" (vgl. Mt 16,16; 6,13): "HERR Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich unser!" Und "rette uns vor dem Bösen!"

.

## **Zum 13. Sonntag im Jahreskreis**

(Weish 1,14-15; 2,23-24 / 2 Kor 8,7.9.13-15 / Mk 5,21-43)

Vor Kurzem haben wir das Herz-Jesu-Fest gefeiert. Obwohl ich die Symbolik des Herzens verstehe, scheint sie mir – vor allem bei den recht häufigen Bildern mit einem "brennenden" oder "flammenden" Herz – wie abgetrennt zu sein vom Jesus der Evangelien. Zumal wir in den Evangelien auch eingeladen werden Jesus nachzuahmen: "Lernt von mir: Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig" (Mt 11,29). Das fällt mir leichter, wenn ich lese, wie Jesus handelte.

Ein kleiner Satz im heutigen Abschnitt aus dem Markusevangelium soll zeigen, worum es mir geht. Der Satz hat im griechischen Text nur vier Wörter und lautet wörtlich: "Und (Jesus) ging mit ihm (dem Jaïrus)" (Mk 5,24). Wieso lässt sich darin etwas vom Charakter Jesu erkennen? Was hatte sich ereignet?

Erst eben war "der Meister" (Mk 4,38; 5,35) vom Ostufer des Sees Gennesaret zurückgekehrt ans Westufer nach Kafarnaum. Dort, in der Hafengegend, habe ich mehrmals mit Studentengruppen zusammengesessen. Dann las jemand von den Studierenden Texte vor, die von den Ereignissen in diesem Kafarnaum berichteten. Es gab da also genug Platz für eine "große Menschenmenge" (Mk 5,21). Ob Jesus sie lehrte oder ihre Kranken heilte, wird nicht gesagt, doch er ist, wie wir sagen würden, schon wieder "voll beschäftigt". Und da wird er unterbrochen von einem sonst unbekannten Jaïrus, den die Menge durchgelassen hat, weil er in der Synagoge dem Gottesdienst vorsteht. Kniefällig fleht er um Hilfe; denn seine Tochter liege im Sterben oder wörtlich "in den letzten (Zügen)" (vgl. Mk 5,23). Ohne weiteres Nachfragen unterbricht Jesus seine Tätigkeit und "geht mit ihm". Warum? Es ist wichtig, sich bewusst zu machen: Jesus folgt hier nicht einfach "gutmütig" der Bitte das Jaïrus, aber er erfüllt auch nicht Gesetzesvorschriften oder gehorcht einem Befehl. Vielmehr begegnet uns hier etwas ganz Neues, das uns heute aber so selbstverständlich ist, dass wir es gar nicht mehr als neu erkennen: die Tugend des christlichen Gehorsams. Denn die gesamte griechische Literatur, also nicht nur das griechische Alte Testament, sondern auch die profanen Schriftsteller kennen das Wort "Gehorsam" noch nicht; das griechische hypakoä setzt sich zusammen aus hypó = unter und akoä = Gehör und taucht erstmals bei Paulus auf.

Die Heiligen Schriften im Alten Bund sprechen stattdessen von der "Gottesfurcht", im Johannesevangelium findet sich eine Zwischenlösung. So erklärt Jesus nach dem Gespräch mit der Samariterin seinen Jüngern: "Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat" (Joh 4,34). Für Jesus bedeutete es offenbar ein Erfüllen des Willens Gottes, wenn er sich am Jakobsbrunnen in Samaria dieser fremden Frau widmet.

Wenn wir bei Paulus nach dem Sinn des neu auftauchenden Begriffs "Gehorsam – hypakoä" fragen, so hilft uns ein Satz im Brief an Philemon. Der Brief wird überbracht von dem entlaufenen Sklaven Onesimus, der bei Paulus Zuflucht gesucht hatte. Durch die Taufe war er für Paulus zum geliebten Bruder in Christus geworden, und Paulus hofft, dass ihn jetzt auch sein Herr Philemon nicht nur gut aufnimmt, sondern sogar freilässt. Doch das befiehlt Paulus dem Philemon nicht, vielmehr heißt es im Brief: "Ich schreibe dir im Vertrauen auf deinen Gehorsam (hypakoä) und weiß, dass du noch mehr tun wirst, als ich gesagt habe" (Phlm 21).

Im Idealfall ist christlicher Gehorsam also ein hellhöriges, aktives Eingehen auf etwas, was noch gar nicht befohlen ist. Es ist eine solche Gesinnung, in der Jesus im heutigen Abschnitt aus dem Markusevangelium ohne Zögern dem Jaïrus folgt.

Zu Anfang hatte ich die Einladung Jesu beschrieben bei ihm zu lernen, wie wir selbstlos "demütig" und damit für andere verfügbar sein könnten. Dabei erscheint mir der Kontrast zwischen den Bildern des "brennenden Herzens" Jesu und den ganz nüchternen, unauffälligen Mitteilungen der Evangelisten über das dienstbereite Handeln Jesu besonders groß. In unserem Fall ging es um ein Sätzchen von nur vier Wörtern, über die wir leicht hinweggelesen hätten: "… und ging mit ihm." Auch im weiteren Verlauf des Sonntagsevangeliums zeigt sich, wie fruchtbar dieser Gehorsam ist: Nicht nur die Tochter des Jaïrus wird auferweckt, sondern auf dem Weg wird auch eine blutflüssige Frau geheilt.

Zum Schluss zwei Beispiele, wie es aussehen kann, diesen Gehorsam des HERRN nachzuahmen. In seinem Brief an die Gemeinde in Philippi ermahnt Paulus die beiden offensichtlich zerstrittenen Gemeindemitglieder Evodia und Syntyche (Phil 4,2) sich zu vertragen. Für Paulus geht es selbst bei einer so alltäglichen Situation um "Nachfolge" oder um dieses Lernen bei Jesus. Es ist unspektakulär, und doch: Wie schwer fällt es häufig, in Kleinigkeiten nachzugeben und "gehorsam" zu sein. Paulus begründet seine Mahnungen mit den Worten: "Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht: [...] er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod [...]" (Phil 2,5.8).

Und noch eine ganz andere Situation: 1953 war ich erst seit wenigen Tagen als Student am Bibelinstitut in Rom. Nach einer Vorlesung von P. Augustinus Bea SJ – der später Kardinal werden sollte – wagte ich es bei ihm zu klopfen, da ich in der Vorlesung etwas nicht verstanden hatte. P. Bea bat mich herein, bot mir Platz zum Sitzen an und sprach mit dem jungen Studenten, als wenn er keine anderen Arbeiten und Aufgaben gehabt hätte. Bis heute ist mir dieses gütige Hinhören und Eingehen auf meine Frage unvergesslich.

So etwa stelle ich mir das gehorchende, gütige Eingehen Jesu auf die bittende Anfrage des Jaïrus vor, und von ähnlichen Situationen erzählen viele kleine Bemerkungen in den Evangelien. Häufig erkennen und beachten wir sie kaum: Jesus hört bereitwillig auf die Bitte des Hauptmanns um die Heilung seines kranken Dieners (Mt 8,7); über den törichten Wunsch der Söhne des Zebedäus, im Reich Gottes zur Rechten und zur Linken Jesu zu sitzen, ist er nicht entrüstet (Mk 10,35); als er von den Pharisäern angefeindet wird, weicht er nach Galiläa aus (Joh 4,3); und nachdem der Hohe Rat beschlossen hatte ihn zu töten, provoziert er nicht mehr durch öffentliche Auftritte, sondern zieht sich zurück nach Efraim (Joh 11,54). Diese kurzen Angaben zeigen uns jenen "demütigen" Jesus, den wir nachahmen können. Denn wie oft werden auch wir in unerwünschter Weise bei einer Beschäftigung unterbrochen oder von anderen provoziert. Und wie schnell ärgern wir uns darüber, fertigen den Bittsteller schnell ab, vertrösten ihn oder reagieren auf Provokationen mit einem Gegenangriff.

Im Evangelium lernten wir dagegen einen "sanftmütig" gehorchenden Jesus kennen, dessen Charakter sich deutlich unterscheidet vom Eifer etwa eines Propheten Elija oder auch Johannes des Täufers. Der hl. Benedikt möchte seinen Mönchen den Jesus des Evangeliums nahe bringen und widmet daher ein ganzes Kapitel seiner Regel dem Gehorsam, den sich die Brüder auch gegenseitig erweisen sollten (RB 71). Und im Kapitel über die Demut sagt er, es gehe da vor allem um den Gehorsam; denn der sei "die Haltung derer, denen die Liebe zu Christus über alles geht" (RB 5,2).

#### **Zum 14. Sonntag im Jahreskreis**

(Ez 1,28b-2,5 / 2 Kor 12,7-10 / Mk 6,1b-6)

Am 14. Sonntag im Jahreskreis führt uns der Evangelist Markus nach Nazaret. Jesus hat erst seit kurzem mit seiner öffentlichen Tätigkeit begonnen, als ein immer noch unverheirateter Mann von etwa 30 Jahren kommt er nach längerer Abwesenheit an einem Sabbat in die Synagoge seiner Heimat. Nazaret war damals ein Dorf, nur aus seiner "theologischen" Perspektive heraus bezeichnet es Lukas als "eine Stadt in Galiläa" (Lk 1,26). – Da er wie ein Prophet auftrat (vgl. Mk 6,4), waren seine Mitbürger skeptisch; denn sie erinnerten sich an seine Herkunft. In diesem Zusammenhang erfahren wir einen Schimpfnamen, den uns nur Markus in seinem Evangelium überliefert hat, das ja als frühestes niedergeschrieben wurde. Die Mitbürger, so hören wir, wundern sich über die Weisheit Jesu; denn er sei doch nur "der Mariensohn" (Mk 6,3). Das ist keineswegs ein Ehrenname, wie vielleicht fromme Bibelleser meinen, sondern eher Hohn. Der Kreis von Verwandten und Bekannten meint, da spiele sich einer von ihnen, den sie eher verachteten, auf, als sei er etwas Besseres. Zuerst geht es deshalb darum, wieso das ein Schimpfname ist. Und dann zeigt sich, dass das Leben Jesu und Mariens eine weit weniger "heile Welt" war, als wir oft denken.

Wie schimpflich dieser Beiname gewesen sein muss, ergibt sich daraus, dass die später schreibenden Evangelisten Mattäus und Lukas hier nicht der Markus-Vorlage folgen, die sie ja beide kennen; denn sie wollen dem HERRN diese Schande ersparen. Obwohl sie ihn an anderen Stellen als den "Sohn

Gottes" bezeichnen, benennen sie ihn in dieser Situation mit einem "anständigen" Namen. In Mk 6,3, der Stelle, die wir im heutigen Sonntagsevangelium hören, heißt es: "Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria?" Das ändert Mattäus und schreibt: "Ist das nicht der Sohn des Zimmermanns? Heißt nicht seine Mutter Maria?" (Mt 13,55). Und Lukas geht noch weiter: "Ist das nicht der Sohn Josefs?" (Lk 4,22). Auch bei uns haftete noch vor wenigen Jahrzehnten einem unehelichen Kind ein Makel an, also nicht nur der Mutter, die – so war man selbstverständlich überzeugt – "schwer gesündigt" hatte. Aber im antiken Orient empfand man noch einmal anders. Kaum jemand fragte nach dem Verhalten der Mutter. Von zentraler Bedeutung war dagegen die Frage nach dem Vater; denn ein Knabe, der "keinen Vater" hatte, war ehrlos. Man wusste ja nicht, woher er stammte. Zugrunde lag die irrige Meinung, ein Menschenkind könne nur hervorgehen aus dem "Samen", der vollständig aus dem Schoß eines Mannes kam und in der Frau dann nur noch heranreifte. Folgerichtig werden in den langen Stammbäumen der Bibel fast nur die Namen der Väter aufgezählt, indem wörtlich gleich immer wiederholt wird: "X zeugte den Y, Y zeugte den Z …" usw. Da uns in unserer westlichen Gesellschaft solches Denken fremd ist, hier ein Beispiel, das ich noch im 20. Jahrhundert persönlich erlebt habe:

Während meiner Tätigkeit in Jerusalem kam ich häufig nach Betlehem, wo ein SOS-Kinderdorf von österreichischen Ordensschwestern betreut wurde. Eines Tages erzählte mir die Leiterin von einem Problem, das unsere heutige Bibelstelle gut illustriert: "Wenn unsere Waisenkinder in die öffentliche Schule kommen, haben sie immer große Schwierigkeiten sowohl bei den Lehrern als auch bei den Mitschülern. Denn sie haben keinen Vaternamen." Und dann berichtete die Ordensschwester weiter, sie habe sich an den erfahrenen Hausarzt des Kinderdorfs gewandt. Der hätte sofort die seelische Not dieser Erstklässler verstanden und war bereit sie alle zu seinen Kindern zu erklären. Seinem Ruf schade es nicht Vater so vieler Söhne zu sein. Für uns ist das schwer nachvollziehbar – doch in der Schule waren damit alle Schwierigkeiten sofort gelöst; denn die Kinder konnten jetzt eingetragen werden als "Sohn des …", und als solche waren sie geachtet.

Bis heute wird ein Sohn also im Orient nach dem Vater benannt; er ist der "Sohn des …" (hebräisch ben, aramäisch bar, arabisch bin), wie bekannte Namen zeigen, etwa Ben-Gurion oder Bar-Kochba oder Bin-Laden. Durch den "Namen", der in den semitischen Kulturen so wichtig ist, hat der Sohn auch Anteil an der Würde des Vaters, und umgekehrt erstarkt der Vater und lebt weiter in seinen Söhnen. Ein Junge ohne Vaternamen gilt nicht nur als illegitim, sondern als wertlos. [So schon E. Stauffer: JESCHU BEN MIRJAM: Festschrift M. Black, Edinburgh 1969.]

Kehren wir zurück zu der Situation in Nazaret, die also der Markustext des heutigen Sonntags sicher historisch zutreffender wiedergibt als Mattäus und Lukas. Denn der Schimpfname wäre ja nie entstanden, wenn Jesus "ganz normal" als Sohn des Josef, der die Maria geheiratet hatte, in Nazaret auf die Welt gekommen wäre. Doch das war sicher nicht der Fall.

Josef war wohl früh verstorben. Denn als die Eltern den zwölfjährigen Jesus suchen, ist er noch dabei (vgl. Lk 2,48). Aber während der Jahre der öffentlichen Tätigkeit oder beim Tod Jesu wird er nirgends mehr erwähnt, sodass Jesus die Sorge für seine Mutter einem Jünger anvertraut (vgl. Joh 19,27). Demnach war Maria viele Jahre hindurch so etwas wie eine "Alleinerziehende", und der Schimpfname, der ihrem Sohn anhaftete, wird sie mindestens genauso getroffen haben wie ihn. Dadurch konnte sie aber auch jene besser verstehen, die im Dorf – zu Recht oder zu Unrecht – verachtet waren.

Das Nazaret, in dem sie lebte, ist archäologisch sehr gut erforscht. Unter der riesigen modernen Verkündigungskirche wurden mehrere Räume ausgegraben, die sich durch Feuerstellen und andere Vertiefungen leicht als einfache Wohnräume zu erkennen gaben. An den Wänden eines Wohnraums beweisen die Sgraffiti von Pilgern, dass er schon in vorkonstantinischer Zeit verehrt wurde.

Noch sicherer kann die einzige Quelle, der Lebensnerv der Siedlung, lokalisiert werden. Das alte Nazaret lag in einer Talmulde, die von Berghängen umgeben war; dort hat sich inzwischen die moderne Stadt Nazaret ausgebreitet. Von Tiberias her kommt heute die Straße über den Bergsattel herunter in den Talkessel und biegt bei der Quelle in die Altstadt ein; diese Straße ist auf der rechten

Seite des hier abgebildeten Fotos sichtbar. Von der Quelle an talabwärts oder südwärts begannen die Häuser des alten Dorfs, in dessen Resten ich beim Fotografieren stand. Als ich 1954 erstmals dort war, floss noch das Quellwasser, und aus der Ferne beobachtete ich, wie die Frauen kamen, anstanden, ihre Gefäße füllten und sie dann auf dem Kopf nach Hause trugen. Schon wenige Jahre später wurde die Quelle gefasst und ihr Wasser durch Röhren direkt in die Häuser geleitet.

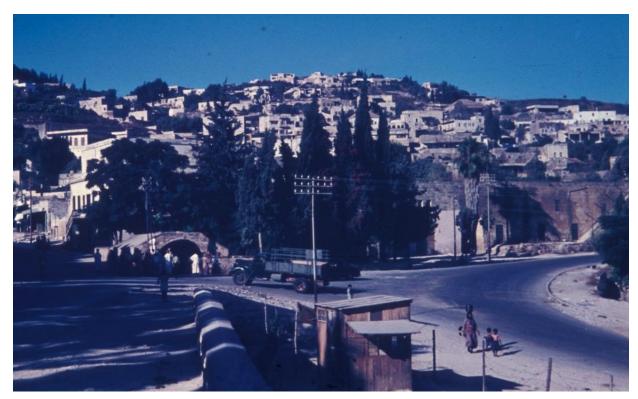


Abb. 11: Frau auf dem Heimweg, nachdem sie an der Quelle von Nazaret (links im Bild unter dem Steinbogen) ihren Wasserbehälter gefüllt hat, Juli 1954

Seit ältesten Zeiten wurden an den Brunnen die Neuigkeiten weitererzählt und der Dorfklatsch ausgetauscht. Am Brunnen von Nazaret sprachen wohl die Nachbarinnen erstmals vom "Mariensohn", denn es ist kaum möglich, dass sie nicht bemerkt hatten, dass die junge, unverheiratete Maria schwanger wurde. Der Schimpfname, der dem 30-jährigen Jesus immer noch anhaftete, zeigt, dass in Nazaret offensichtlich nichts von dem bekannt ist, was wir mit der Geburt Jesu in Betlehem verbinden, und dass Maria selbst das verächtliche Gerede über ihren Sohn wohl nicht beseitigen konnte oder wollte.

Sicher aber lernte sie in diesen Jahren mitzufühlen mit anderen, über die verächtlich geredet wurde – manchmal meine ich noch bei ihrem Sohn etwas von der Nachsicht zu erkennen, die er bei seiner Mutter gelernt haben könnte. Etwa am letzten Sonntag, als wir hörten, wie sich Jesus von einer Unreinen, einer von andern gemiedenen blutflüssigen Frau berühren ließ (Mk 5,27). Und Lukas berichtet uns, welche Menschen es waren, die Jesus nachfolgten: "Die Zwölf begleiteten ihn, außerdem einige Frauen, die er von bösen Geistern und von Krankheiten geheilt hatte: Maria aus Magdala, aus der sieben Dämonen ausgefahren waren, … und viele andere" (Lk 8,1-2). Wie diese Menschen hat offensichtlich auch die Mutter Jesu schmerzlich erfahren, was es heißt von der Umgebung verachtet zu werden. Unter dem Kreuz finden wir sie dann wieder, zusammen mit den anderen Frauen, die Jesus seit Galiläa gefolgt waren (vgl. Mt 27,55; Joh 19,25).

Bei jedem "Ave Maria" erinnert uns die erste Hälfte an die Freuden der jungen Frau, als "der Engel Gabriel von Gott in eine Stadt in Galiläa namens Nazaret zu einer Jungfrau gesandt" wurde (Lk 1,26f). In der zweiten Hälfte aber begegnen wir der Frau, die Schmach kennt und zusammen mit ihrem verlachten "Sohn der Maria" leidet. Sie versteht es, wenn auch wir uns an sie wenden: "... Mutter Gottes, bitte für uns Sünder ...".

## Zum 15. Sonntag im Jahreskreis

(Am 7,12-15 / Eph 1,3-14 / Mk 6,7-13)

Die Lesungen des 15. Sonntags im Jahreskreis führen uns drei ganz verschiedene Weisen vor Augen, den Willen Gottes zu tun oder zu erfüllen, "wozu wir auf Erden sind", wie es früher im Katechismus hieß. Welche hat mir am ehesten etwas zu sagen? Diese Frage kann wohl jede und jeder nur für sich selbst beantworten – und doch denke ich, dass es etwas gibt, zu dem wir alle eingeladen sind.

In der alttestamentlichen Lesung hören wir, wie ein Viehzüchter namens Amos vom HERRN aus seiner ruhigen Alltagsarbeit herausgerissen und als Prophet ins Nordreich des geteilten Volkes, nach Israel, gesandt wird (vgl. Am 7,15). Aber fluchtartig muss er jetzt zurückkehren in sein Heimatdorf Tekoa, das zwischen Betlehem und Hebron im Stammgebiet Juda liegt (vgl. Am 7,12). – So außergewöhnlich wird der HERR wohl nur wenige Menschen in seinen Dienst rufen, ja, sie fast hinein zwingen. Wenn ich an meinen jetzigen regelmäßigen Alltag als Mönch in Beuron denke, merke ich: Das Leben des Amos ist zu außerordentlich, es wird mir für meine Aufgaben wenig helfen können.

Im Evangelium sendet der HERR "die Zwölf" aus, um zur Umkehr zu mahnen, Dämonen auszutreiben und Kranke zu heilen (vgl. Mk 6,13). "Jeweils zwei zusammen" sollen sie loswandern und dabei möglichst wenig mitnehmen – an den Wert solcher Freiheit von Unnötigem erinnert uns heute Papst Franziskus wieder neu. Und in dem, wie die Zwölf den Menschen Heil bringen, liegt bereits der Keim für die christlichen Waisen- und Krankenhäuser. Die Armut und die Sorge um den Nächsten sind wesentliche Möglichkeiten christlich zu leben. Doch weder die Apostel noch Jesus selbst versuchten alle Kranken zu heilen, alles Leid aus der Welt zu schaffen. Kein caritativer Dienst kann das Paradies auf Erden schaffen.

Wozu sind wir also auf Erden? Im Katechismus, den ich noch als Kind gelernt habe, hieß es: "Um Gottes heiligen Willen zu tun und dadurch in den Himmel zu kommen." Doch das klingt mir zu sehr nach mühsam erbrachten Leistungen, auch wenn sie später belohnt werden. Der Epheserbrief, aus dem jetzt sieben Sonntage lang die 2. Lesung genommen wird, kennt noch einen anderen Grund, der mir näher liegt. Besonders eindringlich wird dieser Grund im Eingangsabschnitt betont, den wir am heutigen Sonntag hören. Gleich dreimal heißt es in den wenigen Versen, wir seien da, um Gott zu loben und zu preisen. Dasein zum Lob Gottes – das erinnert mich an einen verstorbenen Mitbruder.

Als ich vor Jahren unseren damals schon schwerkranken P. Paulus Gordan besuchte, zitierte er mir froh einen Psalmvers, den wir wöchentlich in der Vesper singen: "Sed nos qui vivimus benedicimus Dominum – Aber wir, die wir noch am Leben sind, wir preisen den Herrn" (Ps 115,18). Viel frömmer hätte natürlich geklungen, wenn er gesagt hätte: "Oh, wie freue ich mich auf den Himmel!" Aber der so "irdische" Gedanke des Psalmisten ist auch nach Ostern noch gültig. Der Epheserbrief erklärt uns das so: In Gottes Plänen sind wir vor Erschaffung der Welt auserwählt worden "zum Lob seiner Herrlichkeit" (Eph 1,14 und fast wörtlich gleich schon vorher Vers 6 und Vers 12). Auch wir Christen freuen uns, wie schon das Volk Israel beim Psalmengesang, "zusammen mit anderen, die auch noch am Leben sind", hier auf dieser Erde Gott preisen zu dürfen.

Neu kommt für uns Christen nach der Menschwerdung zu diesem Lob Gottes noch unsere in Christi Auferstehung begründete Hoffnung hinzu; denn wir dürfen ja jetzt sogar hoffen in der Ewigkeit dieses "Lob seiner herrlichen Gnade" fortsetzen zu dürfen. Dann wird wirklich "das neue Lied" endgültig angestimmt: "Singt dem Herrn ein neues Lied!" (vgl. Ps 33,3; 96,1; 98,1 mit Offb 5,9; 14,3; 15,3).

Vorher gibt es aber schon hier auf Erden die Freude am Gotteslob – wie einen feinen Vorgeschmack. Probieren Sie ihn heute aus!

# Zum 16. Sonntag im Jahreskreis

(Jer 23,1-6 / Eph 2,13-18 / Mk 6,30-34)

Wenn es um das Verhältnis zwischen Christen und Juden geht, sind oft Spannungen spürbar. Ganz anders ist es in der 2. Lesung aus dem Epheserbrief, die wir an diesem Sonntag hören. Da ist der Grundton Einheit und Frieden. Doch zwischen wem? Wen meint Paulus mit "euch, den Fernen"? Und wer ist gemeint mit "uns den Nahen" (Eph 2,17)?

Die "Fernen" waren damals natürlich die Heidenchristen. Mit den "Nahen" sind Juden gemeint, aber nicht jene Juden, an die wir heute denken bei der Spannung zwischen Juden und Christen. Schon in neutestamentlicher Zeit vollzog sich innerhalb des Judentums die Scheidung der Geister, als Jesus öffentlich auftrat; denn seine Person zwang zur Entscheidung: Für ihn oder gegen ihn? Die einen glaubten an ihn; ich nenne sie die "Jesus-Juden". Die anderen blieben bei der Tora, dem Gesetz, das Mose gegeben hatte, als letztgültiger Weisung. Das wären die "Tora-Juden", doch von ihnen ist im Epheserbrief nicht die Rede. Da geht es nur um Jesus-Juden, das heißt um jene Juden, die damals wie heute in Jesus die Erfüllung der Hoffnung Israels auf den Gesalbten Gottes erkennen. Und von diesen Jesus-Juden heißt es, der Gekreuzigte habe sie durch sein Blut (vgl. Eph 2,13) mit den Heiden-Christen vereint. Die Jesus-Juden der apostolischen Zeit haben uns als Geschenk und Erbe ihre heiligen Schriften mitgebracht und uns hingewiesen auf all die Stellen, die darin schon vom Christus sprechen.

Das gilt in besonderer Weise für die 1. Lesung dieses Sonntags, in der Jeremia im Namen des HERRN prophetisch ankündigt: "Ich selbst sammle den Rest meiner Schafe aus allen Ländern, [...]. Ich bringe sie zurück auf ihre Weide" (Jer 23,3). Auf welch unerwartete Weise das 600 Jahre später in Erfüllung geht, schildert uns Markus im Evangelium: Unser Herr Jesus Christus, das ewige Wort Gottes, nimmt sich selbst als Hirte seiner Schafe an "und lehrt sie lange" (Mk 6,34). –

"Ich bin dein, o Herr; durch dein Wort schenkst du mir Leben."

## Zum 17. Sonntag im Jahreskreis

(2 Kön 4,42-44 / Eph 4,1-6 / Joh 6.1-15)

Überraschend werden am 17. Sonntag im Lesejahr B die Lesungen aus dem Markusevangelium unterbrochen, und an den nächsten fünf Sonntagen hören wir aus dem Johannesevangelium die lange "Eucharistische Rede". Bevor sie beginnt, bringt Johannes als deutend vorauszeigendes "Zeichen" die Brotvermehrung – damit beginnt unser heutiger Abschnitt (Joh 6,1-15). Manches, was Lesenden zur Zeit der Abfassung des Evangeliums selbstverständlich bekannt war – überall wurden ja Opfer dargebracht –, muss heute erklärt werden, und durch Bilder lässt sich vieles leichter vermitteln.

Die beiden Aufnahmen auf der folgenden Seite zeigen die nach dem Archäologen Robinson benannte "Opferhöhe" in der jordanischen Nabatäer-Stadt Petra. Mehrmals – einmal an einem Gründonnerstag – konnte ich hier Eucharistie feiern. Und alle, die dabei waren, hatten von diesem Tag an begriffen, wie sinnvoll und treffend es ist unsere Eucharistiefeiern als "Opfer-Mahl" zu bezeichnen; denn beides gehört zusammen: Es ist das Mahl "des Lammes, das geschlachtet wurde", und wir sind "zum Mahl geladen" (vgl. Offb 5,6; 19,9). Denn bei jeder heiligen Messe erneuert sich unblutig, was Jesus "ein für allemal" blutig für uns erlitten hat (vgl. Hebr 9,12; Röm 6,9f). Dabei hat er alle menschlichen Opfer abgelöst. Auf dem Kultplatz in Petra wurde uns bewusst, wie viel es sich die Menschen kosten ließen, gemeinsam zu "opfern" (vom lateinischen *ob-ferre* = dar-bringen).

Im oberen Bild führen drei Stufen hinauf zu dem Platz, an dem einst die Kultversammlung (der Nabatäer) das Steinidol ihres Berggottes Duschares aufstellte. Links davon ist der Schlachtplatz. Das Blut der Tiere floss in das aus dem Granitfelsen ausgehauene Becken, dessen dunkler Hohlraum sich am linken Bildrand deutlich abhebt. Das Fleisch der Opfertiere wurde dann auf der rechteckigen, etwa 10

cm hohen Plattform zerteilt, die in der Mitte des aus dem Felsen ausgehauenen Platzes erhöht belassen wurde. Ihre zentrale Lage ist auf dem unteren Foto besser sichtbar. Die hier zerteilten Opferstücke konnten jetzt an die Teilnehmer ausgeteilt werden. Sie lagen zum gemeinsamen Mahl auf den schrägen Liegeflächen, die den Kultplatz auf drei Seiten umgaben; am rechten Bildrand des unteren Fotos macht der Schatten die östliche Längsseite mit den erhaltenen Liegen gut erkennbar.

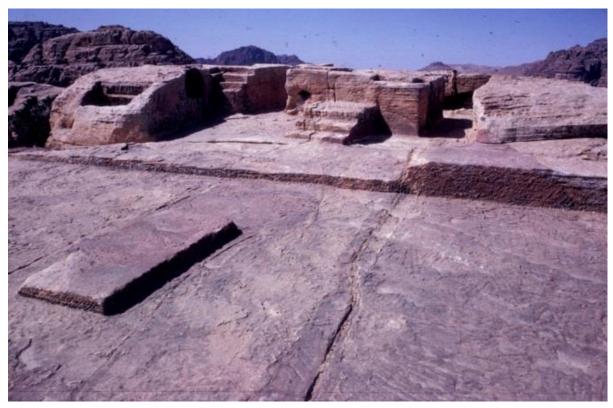




Abb. 12 und 13: Petra, Robinson-Kulthöhe, am 4. Oktober 1962

Unsere vier Evangelien berichten alle vom letzten Mahl Jesu am Vorabend seiner Passion, doch nur bei den drei Synoptikern werden dabei auch die Einsetzungsworte Jesu mitgeteilt, im Johannesevangelium fehlen sie. Dafür schildert nur Johannes die Brotvermehrung (die wir heute hören) in einer Weise, die dieses Mahl geistig mit dem Kreuzesopfer verknüpft.

Unvermittelt und feierlich heißt es in Vers 4: "Es war aber nahe das Pascha, das Fest der Juden." Neunmal nennt Johannes in seinem Evangelium das Pascha-Fest, an dem das Lamm geschlachtet wurde, nur einmal das Laubhüttenfest (Joh 7,2), einmal das Tempelweihefest (Joh 10,22) und nie das Pfingstfest. Überdies zeichnet er das Pascha mehrmals durch den Zusatz: "das Fest der Juden" aus. Die ersten Leser des Johannesevangeliums sollten natürlich daran denken, dass Christus als ihr wahres Paschalamm geopfert wurde (1 Kor 5,8).

Eine zweite unscheinbar wirkende, aber bedeutungsvolle Änderung findet sich in Vers 11: Dort heißt es, dass Jesus die Brote selbst austeilt. Während die Synoptiker schreiben, Jesus habe den Jüngern die Brote gegeben, um sie von ihnen austeilen zu lassen, schreibt Johannes ganz unrealistisch: "Jesus nahm die Brote, sagte Dank und teilte aus." Damit betont er: Jesus selbst gibt sich im Brot, hier bei der Brotvermehrung noch zeichenhaft, nach Ostern aber empfangen wir ihn selbst im eucharistischen Brot als geistige Wirklichkeit.

Dann wird unwichtig, wer die Kommunion austeilt, oder welche Art von Hostien benützt werden. Das Evangelium dieses Sonntags haben wir richtig verstanden, wenn wir uns vom HERRN sagen lassen: "Ich selbst gebe mich dir als Speise." Denn das ist gemeint, wenn jedem von uns gesagt wird: "Der Leib Christi." Und wir, die zum Opfermahl Geladenen dürfen demütig-ehrlich und gläubig-liebend antworten: "Amen".

## **Zum 18. Sonntag im Jahreskreis**

(Ex 16,2-4.12-15 / Eph 4,17.20-24 / Joh 6,24-35)

Am vergangenen 17. Sonntag im Jahreskreis hörten wir den Bericht des Evangelisten Johannes über die Brotvermehrung. Heute setzt der Text etwas später ein, nämlich in der Synagoge von Kafarnaum. Übersprungen wurde die nächtliche Überfahrt der Jünger über den See Gennesaret vom Ort der Brotvermehrung nach Kafarnaum, während der Jesus sich bei stürmischer See ihrem Boot nähert. Er redet sie überlegen, ja göttlich an: "Fürchtet euch nicht! Ich bin da!" (Joh 6,20). Mit diesem im Deutschen ganz unauffälligen Wort "Ich bin" hatte sich der HERR dem Mose am Brennenden Dornbusch zu erkennen gegeben, als er sagte: "Ich bin der Ich-bin-da" (Ex 3,14). In allen vier Evangelien spricht Jesus beim Seesturm erstmals dieses absolute "Ich bin – Ego eimi" aus (Mk 6,50; Mt 14,27; Joh 6,20). Wie bei den anderen Evangelisten erinnert dieses göttliche "Ich bin" auch bei Johannes daran, dass Jesus derselbe HERR ist wie der, der sich am Brennenden Dornbusch mit dem Namen YHWH geoffenbart hatte, den kein heutiger Jude auszusprechen wagt. Doch darüber hinaus bereitet das Ego eimí bei Johannes auch die nun folgende "Eucharistische Rede" (Joh 6,25-59) vor, die wir am heutigen Sonntag und in kommenden Wochen hören werden. Die Absicht des Evangelisten ist es, seinen Lesern, das heißt Menschen, die bereits Christen sind, das Unfassbare näher zu bringen und sie das geheimnisvolle Einswerden von Gott und Mensch tiefer erfassen zu lassen – denn vor Ostern in Kafarnaum hätte noch niemand die "Eucharistische Rede" verstehen können. Angesprochen sind also Menschen wie wir, die regelmäßig "zur Kommunion gehen". Sie sollen begreifen, was sich bei jeder Eucharistiefeier ereignet.

An zwei Stichwörtern macht das Johannes fest: Im *Brot* will Jesus sich selbst uns als Speise geben. Doch nur, wenn wir uns ihm vorher durch *Glauben* verbinden, ist das materielle Geschehen sinnvoll, denn: "Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch [allein] nützt nichts" (Joh 6,63).

Beide Themen führt Johannes schon im heutigen Abschnitt ein, indem er – mit schriftstellerischem Geschick – die Zuhörer selbst die hinleitenden Fragen stellen lässt. Nach dem "Brot" fragen sie, weil sie ein Zeichen sehen wollen, ähnlich dem des Mose, "wie geschrieben steht: Brot vom Himmel gab

er ihnen zu essen" (Joh 6,31). Allerdings stehen nirgends im griechischen Alten Testament genau diese Worte: árton ek tou ouranôu ("[ein] Brot aus dem Himmel").

Bevor die Gedanken über das wahre Himmelsbrot entfaltet werden, kommt das vordringliche Thema "Glaube" zur Sprache. Darauf will ich nun näher eingehen.

Nicht nur gesetzeseifrige Juden stellten damals in Kafarnaum die Frage nach den "Werken". Letztlich sind wir diejenigen, die heute noch ähnlich besorgt fragen: "Was für gute Werke muss ich tun, um in den Himmel zu kommen?" Und Jesus antwortet auch uns heute, es sei das einzig entscheidende Lebenswerk, "das Werk Gottes", an den zu glauben, den Gott gesandt hat (vgl. Joh 6,28-29). "Glauben" meint hier sicher mehr als nur das Bejahen dessen, was wir im sonntäglichen Glaubensbekenntnis beten, aber auch mehr als den Lobpreis Gottes, den wir in Beuron im Chorgebet verrichten, und den der hl. Benedikt "Opus Dei", "Werk für Gott", nannte. Bei dem einzigen "Werk", das Jesus nennt, geht es um noch mehr: Um jenes ganzheitliche Einssein mit ihm tief im Innersten der Seele, das nur betende Menschen erleben können. Sie bleiben am Weinstock und empfangen wie Reben ihre Kraft aus der Wurzel. Beim Glauben an Jesus geht es um ein Einsseinwollen des ganzen Menschen mit ihm, um eine besondere Art von Liebe. Wer einen anderen liebt, der will mit ihm in grundsätzlichen Dingen übereinstimmen; das ist bereits bei der rein menschlichen Liebe so. Was ist nun dieses Grundsätzliche, Wesentliche an dem neuartigen "Weg" (Joh 14,6), den Jesus uns vorausging?

Jesus Christus lebte – und lebt bis heute, etwa als der fruchtbare Weinstock in seinen Sakramenten – selbstlos unter uns und für uns. Und seine neue Weisung, in der die Tora ihre letzte Erfüllung findet, lautet: "Liebt einander, wie (oder: weil) ich euch geliebt habe!" (Joh 13,34; vgl. Joh 15,12; 1 Joh 4,11). Oder mit Paulus sehr nüchtern: "Einer trage des anderen Last, und so erfüllt ihr das Gesetz Christi" (Gal 6,2).

Mit dem auf diese Weise richtig verstandenen "Opus Dei", dem "Werk Gottes", das unsere eine, große Lebensaufgabe ist – mit diesem "Gottesdienst" – können wir überall im Alltag beginnen, also auch heute hier und jetzt, nicht erst am Sonntag in der Kirche.

Im 1. Petrusbrief (1,8f) wird das Leben der damaligen bedrängten Christen, die durch Glauben eng mit Jesus verbunden waren, wörtlich so geschildert: "Ihn liebt ihr ohne ihn gesehen zu haben, ihm entgegen, noch nicht schauend, jedoch glaubend, frohlockt ihr in einer Freude, die unaussprechbar und verklärt ist." Denn durch ein solches "Opus Die" – oder wenigstens durch den Versuch eines solchen gläubigen Lebenswerks – kommen wir jetzt schon dem Ziel unseres Glaubens immer näher: Unserem HERRN Jesus Christus, in dem unser ewiges Heil begründet ist.

## Zum 19. Sonntag im Jahreskreis

(1 Kön 19,4-8 / Eph 4,30-5,2 / Joh 6,41-51)

Der heutige Abschnitt aus dem Johannesevangelium, in dem die "Eucharistische Rede" fortgesetzt wird, beginnt damit, dass die Juden gegen Jesus "murren", wie einst das Volk in der Wüste gegen Mose murrte (Ex 16,2). Dabei lässt der Evangelist Johannes die "Murrer" genau das zusammenfassen, was bisher die wichtigsten Gedanken waren – und was sie als Anmaßung verstehen: Jesus habe gesagt – ich übersetze wörtlich: "Ich bin das Brot, das aus dem Himmel herabgestiegen ist" (Joh 6.41). Für "herabsteigen" wird das griechische Verb *kata-baino* gebraucht. Und durch das Bild des Herabsteigens verbindet Johannes die als Opfermahl verstandene Eucharistiefeier mit einem neuen Thema; das urkirchliche "Brechen des Brotes" bekommt bei ihm einen neuen Beiklang. Er klingt noch heute nach im Großen Glaubensbekenntnis, in dem wir bekennen, Jesus Christus sei "für uns Menschen und zu unserem Heil *vom Himmel herabgestiegen*" (descendit de caelis).

Bei den drei synoptischen Evangelisten fehlt dieser Gedanke völlig. Die Brotvermehrung lässt sie nicht an das Manna denken, das Gott einst dem Volk Israel bei der Wüstenwanderung schenkte, sondern nur vorausschauen auf das letzte Mahl am Abend vor seinem Leiden. Dort gibt Jesus im Brot

und Wein sich selbst, wobei das Mahl schon überschattet ist von dem unmittelbar bevorstehenden Verrat, der zu Jesu Tod am Kreuz führen wird.

Diese Sicht der Eucharistie bei den Synoptikern kommt zum Ausdruck in den Worten, die wir nach der Wandlung gemeinsam sprechen: "Deinen Tod, o Herr, verkünden wir …" Im Unterschied dazu erinnert uns Johannes beim Manna aus dem Himmel an die Menschwerdung. Konsequent lässt er später beim Abschiedsmahl die Einsetzungsworte weg, er allein schildert dort die Fußwaschung nach dem Mahl (vgl. Joh 13,4) und fügt dafür eine andere Deutung der Eucharistie schon nach der Brotvermehrung ein. Diese Rede über das Himmelsbrot trägt Jesus in der Synagoge von Kafarnaum vor, doch eigentlich wendet sich der Text an gläubige Christen späterer Zeiten. Sie sollen tiefer verstehen, dass das Herrenmahl nicht nur an ein einmaliges Geschehen, an den Tod Jesu am Kreuz erinnern will. Vielmehr sollen die Empfänger – einst und heute – begreifen, dass mit dem "Herabsteigen" aus dem Himmel ein ewiger Heilsplan Gottes vollendet wurde: Der Vater hat seinen einzigen Sohn in die Welt "gesandt", damit wir ihn glaubend aufnehmen (vgl. Joh 6,29 mit 1,11).

Hier ist ein Vergleich mit Paulus aufschlussreich, der wie die Synoptiker das Herrenmahl zusammen mit dem Kreuz sieht. Schon im Brief an die Korinther mahnt er: "Denn sooft ihr von diesem Brot esst und aus dem Kelch trinkt, verkündet ihr den Tod des HERRN …" (1 Kor 11,26). Berücksichtigt man zusätzlich, dass er nicht anderes will als "nur den Gekreuzigten" zu verkünden (1 Kor 2,2) sprechen wir zu Recht von einer "Theologie des Kreuzes" oder lateinisch von einer "*Theologia crucis*".

Dem gegenüber haben schon die frühesten Kirchenväter im Johannesevangelium einen anderen Schwerpunkt erkannt. Hier geht es um eine "Theologie der Menschwerdung" oder der Inkarnation, um eine "Theologia incarnationis". Dies beginnt bereits im Johannesprolog, in dem es eindeutig um die Menschwerdung geht, denn: "Das Wort ist Fleisch geworden", und wir dürfen den unsichtbaren Gott erkennen in "dem Einziggeborenen, der Gott ist" und der uns Kunde gebracht hat (Joh 1,14.18). Und dieser Leitgedanke wird durch das ganze vierte Evangelium hindurch beibehalten und dabei entfaltet. Dass ein Schwerpunkt des Johannesevangeliums auf der Theologia incarnationis liegt, wurde vor wenigen Jahren von dem Neutestamentler Michael Theobald in Frage gestellt. Dazu musste er allerdings den ganzen Johannesprolog dem Evangelisten absprechen und zu einem übernommenen "Gemeindehymnus" deklarieren. Dies ist ein so starker Eingriff in einen eindeutig überlieferten Text und dessen frühesten Erklärungen, dass mir jene Auslegung überzeugender zu sein scheint, die bei allen Exegeten der ersten 18 Jahrhunderte als selbstverständlich galt: Das ganze vierte Evangelium stammt von "dem Theologen" Johannes, der oft Leitgedanken – wie den der Inkarnation – durch das ganze Werk hindurch weiterentwickelt (vgl. etwa Joh 3,19 oder 16,28). Johannes unterschlägt auch den Gedanken an den Opfertod Jesu nicht, sondern lässt ihn durch das Stichwort "Pascha" aufleben (vgl. Joh 1,29 mit 6,4), durch das Thema des Lammes, das für uns geopfert wird. Das Thema des Brotes verknüpft er mit dem Manna vom Himmel: In seiner Sicht verbinden sich die Festgeheimnisse von Weihnachten und Ostern.

Ganz lebendig bekommen wir am Fronleichnamsfest zu spüren, wie sehr uns die Inkarnationstheologie des Johannesevangeliums bereichert hat. Thomas von Aquin hat das in seinem Fronleichnams-Hymnus "Pange lingua" ("Preise, Zunge [das Geheimnis]") so angesprochen: "Nobis datus, nobis natus – Uns gegeben, uns geboren". Da ohne Menschwerdung auch Passion und Auferstehung unmöglich sind, fragte Anselm von Canterbury: "Cur deus homo?" ("Warum wurde Gott Mensch?") Und wir ahnen, wie unfassbar Gottes ewiger Wille zur Inkarnation ist. An anderer Stelle, aber auch nur im selben Johannesevangelium, erfahren wir, was ihn dazu trieb: "So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab" (Joh 3,16).

Während uns die *Theologia crucis* eher an Sündenschuld und an unsere "Rechtfertigung" durch das am Kreuz vergossene Blut denken lässt, weitet sich in der *Theologia incarnationis* der Blick auf den Schöpfer des Alls und auf das vor der Menschwerdung verborgene Geheimnis: Der unendliche Gott kümmert sich um einen winzigen Punkt in seinem Universum: Um unseren "blauen Planeten" und um sein "auserwähltes Volk", das er einst mit dem Manna in der Wüste speiste. Dann aber stieg er

selbst herab als das wahre Himmelsbrot, um uns im Sakrament des Altares zu nähren für unseren Weg zum ewigen Leben.

## Zum 20. Sonntag im Jahreskreis

(Spr 9,1-6 / Eph 5,15-20 / Joh 6,51-58)

Das Johannesevangelium ist an Gedanken so reich, dass es leicht missverstanden wird. Um diese Gefahr zu verringern, möchte ich heute auf eine johanneische Eigenart eingehen: Johannes verknüpft häufig zwei Elemente miteinander, die wir eher als Gegensätze getrennt behandeln würden. Doch er vereint sein *Erleben* und sein *Überdenken*; französische Exegeten sprechen von *tradition et réflexion*. Ein deutliches Beispiel sind die Wasser des "*Schiloach*", der bei Johannes zum Bild des von Gott "Gesandten" wird (Joh 9,7). Diese christologische Sicht ist überraschend verbunden mit geographischen Gegebenheiten, die in letzter Zeit durch archäologische Ausgrabungen bestätigt wurden. Auch im 6. Kapitel mit der Brotvermehrung und der "Eucharistischen Rede" können wir die Verbindung von *Erleben* und *Überdenken* mehrfach beobachten. Aus diesem Kapitel werden zurzeit, seit dem 17. Sonntag im Jahreskreis, an fünf Sonntagen Abschnitte als Evangelientexte vorgelesen.

Ganz anders als die Synoptiker setzt Johannes feierlich ein: "Es war aber nahe das Pascha, das Fest der Juden" (Joh 6,4). Und das ist bereits das Ergebnis seines Überdenkens, denn es geht ihm an dieser Stelle nicht historisch um das Pascha des Jahres 29 nC., in dem wir uns noch befinden; unausgesprochen klingt hier schon das Pascha der Passion im folgenden Jahr an. Doch das verknüpft Johannes mit der historisch erlebten Tatsache, dass Jesus entgegen dem allgemeinen Brauch zum Pascha im Frühjahr 29 nC. in Galiläa blieb und nicht die vorgeschriebene Pilgerreise nach Jerusalem unternahm. Indirekt wird diese Darstellung bestätigt durch den Bericht, den Lukas überliefert: Pilatus habe bei diesem Fest ein Blutbad angerichtet, das Jesus offensichtlich nicht selbst in Jerusalem miterlebt hat (vgl. Lk 13,1).

Mit dem Stichwort "Pascha" schlägt Johannes einen Ton an, durch den alles folgende Geschehen einen anderen Beiklang bekommt. Im Hinblick auf jenes kommende Pascha, bei dem er selbst als "das Lamm Gottes" sterben wird, "nimmt Jesus die Brote, dankt und gibt hin" – nämlich sich selbst im Brot ("hingeben", "darbringen" lateinisch "ob-ferre", davon das deutsche "Opfer"). Bei Johannes teilen nicht die Jünger die Brote aus, sondern Jesus: Er gibt sich selbst. Und so wird bei Johannes das Geschehen zum vorweg genommenen Opfermahl (vgl. Joh 6,11).

Ein anderes Beispiel: Zunächst erfahren wir von der *Tatsache*, dass das Ansehen Jesu stieg, als die Menge satt geworden war, doch wieder bleibt Johannes nicht bei der Schilderung des erlebten wunderbaren Zeichens stehen, sondern entdeckt, während er die Ereignisse *überdenkt*, das alttestamentliche Thema "Manna" (Ps 78,24), das ihn an das wahre Brot denken lässt, an den "aus dem Himmel Herabgestiegenen", an den *Lógos*, der für uns "Fleisch" geworden ist (Joh 1,14).

In der vergangenen Woche, am 19. Sonntag schloss die Rede Jesu mit einem wichtigen Satz, der daher heute nochmals als erster Vers wiederholt wird: "Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt" (Joh 6,51). Beim wöchentlichen Gespräch in Beuron stellte ein Teilnehmer die fruchtbare Frage: "Könnte man die Worte 'mein Fleisch für das Leben der Welt' statt mit dem Bild des Brotes nicht auch mit dem Bild des geschlachteten Lammes verdeutlichen?" Die Frage löste eine Reihe neuer Gedanken aus. Dabei wussten schon alle: Mit der "Eucharistischen Rede" will Johannes praktizierende Christen damals wie heute tiefer das verstehen lassen, was wir heute das "Altarsakrament" nennen.

Dann aber staunten wir alle über die geniale Weise, in der es Johannes gelingt, fest überlieferte Tradition – darunter verstehe ich bei Johannes miterlebte Ereignisse im Leben Jesu, die in die apostolische Verkündigung eingegangen sind, etwa Jesu Tätigkeit in Kafarnaum (vgl. Joh 2,12) – mit johanneischer, vom Geist Christi erfüllter Reflexion zu verbinden (vgl. Joh 6,59). Konkret beobachteten wir erstens: Das Bild des "geschlachteten Lammes" (Offb 5,12) durchzieht die ganze johanneische Theologie; dies beginnt schon bei Taufe im Jordan, wo der Täufer auf Jesus hinweist mit den Worten:

"Seht, das Lamm Gottes" (Joh 1,29), und im Gekreuzigten sieht er das wahre Paschalamm (Joh 19,36). Warum vermeidet der Evangelist dann gerade hier, in der Eucharistischen Rede, das Bild des Lammes? Zweitens schien uns beachtenswert zu sein: Im ganzen Neuen Testament wird die Symbolik des Brotes aus dem Himmel, des Manna, nur hier entfaltet (Joh 6,31.49. – In ganz anderem Zusammenhang fällt das Wort "Manna" im NT noch zweimal, Hebr 9,4; Offb 2,17). Damit aber Jesus über dieses Manna-Thema sprechen kann, muss der Evangelist Johannes die Juden fragen lassen: "Unsere Väter haben das Manna in der Wüste gegessen, wie es in der Schrift heißt: Brot aus dem Himmel gab er ihnen zu essen" (Joh 6,31; Ex 16,4). Im Anschluss an dieses konstruierte Zitat – das sich im griechischen Wortlaut genau so nirgends im AT findet – wird es möglich, die Eucharistie geistig nicht nur mit der Passion, sondern auch mit der Inkarnation Jesu zu verknüpfen, den der Vater "gesandt" hat (Joh 6,57).

Aus diesen beiden Beobachtungen – der Vermeidung des Lamm-Bildes und das Heranziehen des Manna-Bildes in der Eucharistischen Rede – ergab sich ganz überraschend eine Antwort auf die oft erörterte Frage: "Hat Jesus mit seinen Jüngern beim Letzten Abendmahl ein geschlachtetes Paschalamm verzehrt?"

Unsere beiden Beobachtungen führten zu der Antwort: Sicher nicht! Hätte Jesus Christus am Abend vor seinem Leiden über ein geschlachtetes Lamm gesprochen: "Das ist mein Fleisch, das ist mein Blut; tut dies zu meinem Gedächtnis", dann hätte die Urkirche das Schlachten eines Lammes beibehalten. (Dabei spielt es keine Rolle, ob man mit Paulus "mein Leib" oder mit Johannes "mein Fleisch" liest; immer geht es darum, dass Jesus sich selbst gibt.) Wie oben erwähnt, fühlte sich auch der vierte Evangelist der urkirchlichen Verkündigung verpflichtet. Die Brotvermehrung und das Brechen des Brotes beim letzten Mahl vor der Passion Jesu waren Johannes "vorgegeben". Nirgends hören wir, Jesus habe mit seinen Jüngern nach jüdischem Brauch das geschlachtete Pascha-Lamm verzehrt.

Weil Johannes Erlebtes und Tradition bewahrt, also das, was Jesus tat, und das, was nach Ostern praktiziert und verkündet wurde (vgl. 1 Kor 11,23), verwendet er im Zusammenhang mit der Eucharistie nicht das ihm so liebe Bild des Lammes. Er bleibt bei dem Brot, das Jesus bei der Brotvermehrung austeilte und bei seinem letzten Mahl den Jüngern reichte, überdenkt aber das Geschehen neu und entdeckt in den Heiligen Schriften das Geheimnis der Sorge Gottes für sein Volk in der Wüste durch ein Himmelsbrot, das er ihnen herabregnen ließ. Und damit bereichert er unser Verständnis der Eucharistie. Im Leib des HERRN, der uns gereicht wird, empfangen wir das "wahre Manna", das Himmelsbrot, in dem Jesus selbst "der aus dem Himmel Herabgestiegene" ist (Joh 6,33.41.51). Wäre er nicht für uns Mensch geworden, hätte er uns diese "wirkliche Speise" (Joh 6,55) nicht geben können.

Ich meine, wir können an diesem Sonntag neu staunen über die Weise, wie "der andere Beistand", der Geist, den der HERR nach seiner Rückkehr zum Vater gleichsam als seinen "Vertreter" gegeben hat, den Evangelisten Johannes in das einführt, was auch er vor Ostern "noch nicht tragen konnte" (Joh 16,12). Dieser "Paraklet" wirkte und wirkt noch heute in der nachösterlichen Kirche. Doch den vierten Evangelisten führte er, wie mir scheint, in besonderer Weise in "die volle Wahrheit ein" (Joh 16,13).

## Zum 21. Sonntag im Jahreskreis

(Jos 24,1-2a.15-17.18b / Eph 5,21-32 / Joh 6,60-69)

Leider endet der heute vorgelesene Abschnitt aus dem 6. Kapitel des Johannesevangeliums mit Vers 69. Die beiden noch folgenden Verse werden weggelassen. Sie sind auch wirklich tragisch. Selbst unter den Zwölfen, die jetzt noch treu bleiben, wird einer zum Verräter werden. Jesus sieht in ihm den Teufel am Werk. Diese nüchterne und zugleich traurige Sicht durchzieht von Beginn an das ganze vierte Evangelium: "Er kam in sein Eigentum, doch die Seinen nahmen ihn nicht auf" (Joh 1,11). Umso wichtiger ist die feste Zuversicht, die vorausging: "In der Finsternis aber leuchtet (auf ewig) das Licht, und die Finsternis hat es nicht verschlungen" (Joh 1,5).

Das Evangelium schließt also heute nicht mit den tragischen Versen, sondern mit dem Bekenntnis des Simon Petrus (Joh 6,68-69). An den vergangenen vier Sonntagen haben wir in mehreren Abschnitten aus dem 6. Kapitel des Johannesevangeliums gehört, wie die Menschen nach der Brotvermehrung Jesus zunächst zuströmten – und dann, wie sie auf die Eucharistische Rede mit wachsendem Unverständnis reagierten. Selbst von seinen Jüngern ziehen sich viele zurück (Joh 6,66). (Im Hinblick auf diese Situation ist übrigens die erste Lesung gewählt: Josua – dessen Name im Griechischen genau wie "Jesus" geschrieben wird und der nicht nur dem Namen nach an ihn erinnert – fordert Israel auf, sich für oder gegen den HERRN zu entscheiden, vgl. Jos 24,15.) Im Evangelientext fragt Jesus die Zwölf ganz grundsätzlich: "Wollt auch ihr weggehen?" Und "Simon Petrus antwortete" in ihrem Namen – nicht mit einem Treuegelöbnis. Vielmehr stellt er eine einfache, sehr ehrliche Gegenfrage, die für suchende Menschen bis heute gültig ist: "Herr, zu wem denn sollen wir weggehen?" (Joh 6,68) Zu Mose, Mohammed oder Buddha? Ganz zu schweigen von den vielen heutigen esoterischen Heilsbringern, die schon für das irdische Leben Glück, ungetrübte Harmonie und Freude versprechen.

Doch hier geht es um "ewiges Leben" (Joh 6,68) und um den Weg dorthin. Es geht um unser Suchen nach Gott. Und dafür kenne ich persönlich keinen besseren Weg als jenen, den Jesus in seiner Person gewiesen hat – was nicht heißt, dieser Weg, den Jesus vorausgegangen ist, sei immer einfach, (vgl. Joh 14,6: "Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben").

Schwieriger ist der letzte Teil des Petrus-Bekenntnisses: "Du bist der Heilige Gottes." Was bedeutet dieser Satz? Seit den frühesten Handschriften bis zur heutigen Exegese wird das Petrus-Bekenntnis im Johannesevangelium mit dem im Mattäusevangelium "harmonisiert", so dass der Anschein erweckt wird, beide Texte seien dem Sinn nach gleich. Bei Caesarea Philippi sagte Petrus: "Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes" (Mt 16,16). Über den Unterschied zwischen diesen beiden Fassungen liest man leicht hinweg, und ich selbst habe früher eher gedacht, "der Heilige Gottes" sei eine schwächere Aussage.

Doch Johannes will die synoptische Überlieferung nicht einfach wiederholen oder gar abschwächen. Stattdessen geht es ihm manchmal darum, falsche Darstellungen zu korrigieren (z.B. wenn er die Darstellung der Synoptiker richtig stellt: Der Täufer war noch nicht im Gefängnis, als Jesus auftrat, vgl. Joh 3,24). An anderen Stellen will der Evangelist ergänzen (z.B. bei der Auferweckung des Lazarus). Vor allem aber will er oft theologisch vertiefen. Das gilt auch für die ganze "Eucharistische Rede", besonders aber für diesen letzten Satz: "Du bist der Heilige Gottes."

Eine erste Hilfe, um zu verstehen, um was es geht, ist, dass wir zu Beginn des Markusevangeliums einen Satz im selben Wortlaut finden. Dort ruft der Besessene in der Synagoge wörtlich gleich: "Du bist der Heilige Gottes!" (sy ei ho hágios thou theou – Mk 1,24). Der Sinn ist klar: Das Böse weiß sich bedroht durch das Göttliche, das hereinbricht, durch den "göttlichen Heiligen", der in der Person Jesu in die Welt kommt.

Beim vierten Evangelisten selbst hilft uns eine andere Stelle weiter. Johannes schreibt, schon Jesaja habe in seiner Berufungsvision Jesus gesehen, als er den thronenden HERRN der Heere erlebte, dem die Serafim zuriefen: "Heilig, heilig, heilig" (vgl. Joh 12,41 und Jes 6,1.3). An anderen Stellen wird Gott als "der Heilige Israels" bezeichnet (z.B. Jes 12,6).

Hilfreich für unser Verständnis des Petrus-Bekenntnisses ist auch: Bei dem im Deutschen missverständlichen Genitiv "der Heilige des Gottes" handelt es sich um einen Semitismus. Was damit gemeint ist, wird deutlicher, wenn wir uns bewusst machen: Die Übersetzung von "Lumen Christi" als "Licht Christi" bedeutet ja eigentlich: das Licht, das Christus selber ist. Und so ist auch mit "der Heilige Gottes" nicht "irgendein Heiliger" gemeint, sondern DER "göttliche Heilige", der Gott selber ist, "abgesondert" von allem Bösen (denn das ist in etwa die Bedeutung des hebräischen kadôsch).

Mit seiner Formulierung vertieft Johannes also das Wort von Petrus bei Caesarea Philippi: Jesus ist nicht nur der "Gesalbte", der "Christus" der Endzeit. Er ist der ganz sündenlose Gott und HERR der Heerscharen.

Und so rufen auch wir in der Eucharistiefeier nach der Präfation unserem HERR-Gott Jesus Christus zu: "Heilig, heilig, heilig Gott, Herr aller Mächte und Gewalten [...]."

Guten Tag des HERRN!

## **Zum 22. Sonntag im Jahreskreis**

(Dtn 4,1-2.6-8 / Jak 1,17-18.21b-22.27 / Mk 7,1-8.14-15.21-23)

In den vergangenen Wochen waren die Sonntagsevangelien dem 6. Kapitel des Johannesevangeliums entnommen. Dieser Einschub ist nun beendet; vom heutigen 22. Sonntag an hören wir wieder Texte aus dem Markusevangelium, dem das Lesejahr B gewidmet ist. Gleichzeitig endeten am letzten Sonntag die neutestamentlichen (zweiten) Lesungen aus dem Epheserbrief, an den fünf kommenden Sonntagen (22. bis 26. Sonntag im Jahreskreis) wird die zweite Lesung aus dem Jakobusbrief gewählt. Erstaunlicherweise – denn an diesem Brief scheiden sich die Geister.

Umstritten ist bereits seine Abfassungszeit: Ist er ein sehr früher Brief des NT, oder aber – wie Martin Luther meinte – eine ganz späte "Stroh-Epistel", die schon "frühkatholische Werkfrömmigkeit" propagiert? In der frühen Kirche, vor allem im Osten, wurde die Bedeutung des Briefs dagegen viel positiver gesehen, was sich auch daran ablesen lässt, dass ihn mehrere Handschriften-Codizes gleich nach der Apostelgeschichte einordnen. In unseren heutigen Bibelausgaben steht hier der Römerbrief, und der Jakobusbrief folgt erst nach allen Paulusbriefen. Diese verschiedenen Einordnungen spiegeln die jeweiligen Wertschätzungen wider.

Luthers Urteil zeigt jedoch, dass mit der Datierung eine ganz grundsätzliche Frage verbunden ist. Denn inhaltlich behandelt der Jakobusbrief dasselbe Thema wie der Römerbrief: Glaube oder Werke? Dabei vertreten beide Briefe auf den ersten Blick genau gegenteilige Ansichten: Der Römerbrief kämpft für den Glauben (vgl. Röm 3,28; 4,2f), der Jakobusbrief für die Werke (vgl. Jak 2,20f). Die beiden Briefe nehmen aber nicht direkt aufeinander Bezug, das heißt, es müssen viele Jahre zwischen ihnen liegen.

Bevor ich auf die Datierung genauer eingehe, möchte ich zunächst ein einfaches Jahreszahlenraster für die neutestamentliche Zeit erwähnen, dass sich oft bewährt hat: 30 - 40 - 50 - 60 - 70. Diese Zahlen stehen für

30 nC.: Kreuzigung Jesu

40 nC.: Tod des Nabatäerkönigs Aretas IV (schon vorher Flucht des Paulus aus Damaskus)

50 nC.: Abfassung des frühsten Paulusbriefs (1 Thessalonicher)

60 nC.: Ankunft des gefangenen Paulus in Rom 70 nC.: Zerstörung des Tempels in Jerusalem

Zu welcher Zeit lässt sich der Jakobusbrief einordnen, wenn (wie oben erwähnt) zwischen ihm und dem Römerbrief viele Jahre liegen müssen? Da sicher ist, dass der Römerbrief im Winter 56/57 n.Chr. in Korinth abgefasst wurde, ergibt sich konkret: Entweder entstand der Jakobusbrief erst gegen 70 n.Chr. Oder aber er wurde schon um 45 n.Chr. abgefasst und wäre dann der älteste Brief des NT.

Warum "um 45"? Im Briefkopf des Jakobusbriefs (Jak 1,1) nennt der Verfasser zwar seinen Namen, macht jedoch außer "Knecht Gottes" keine weiteren Angaben zu seiner Person. Wir können allerdings davon ausgehen, dass es nicht Jakobus, der Sohn des Zebedäus war, denn er hätte sich im Briefkopf wohl als "Apostel" bezeichnet, wie etwa Petrus (vgl. 1 Petr 1,1).

Da der Zebedäus-Sohn Jakobus unter Herodes Agrippa hingerichtet wurde (vgl. Apg 12,2), der von 41 bis 44 n.Chr. regierte, muss seine Nachfolge als Bischof von Jerusalem in diesem Zeitraum angesetzt werden. Sein Nachfolger ist der "Herrenbruder" Jakobus (Gal 1,19), der zu den "drei Säulen" (Gal 2,9) der Urkirche gehört. Mir erscheint plausibel, dass er der Verfasser des Jakobus-Briefs ist, der sich nicht näher "ausweisen" muss, weil er allgemein bekannt und als Autorität anerkannt ist (vgl. Jud 1,1; Apg 12,17).

Ein evangelischer Bibelwissenschaftler, der Neutestamentler Gerhard Kittel war es, der gegen die negative Beurteilung dieses angeblich ganz späten Briefes anging (G. Kittel. Der historische Ort des Jakobusbriefes: ZNW 41(1942) 71-105), ihm sind inzwischen auch andere Autoren gefolgt.

Eins der wesentlichen Argumente für eine Frühdatierung ist, dass sich der Autor des Briefs die Empfänger noch als rein judenchristlich vorstellt, was sich bereits nach der Entscheidung des Petrus, den Heiden Cornelius zu taufen (Apg 10) zu ändern begann. Ein weiteres Argument ist, dass der "Briefkopf" (Jak 1,1) noch nicht "typisch christlich" ist, sondern dem vorchristlichen Schema entspricht (ebenso wie etwa der in Apg 23,26 erwähnte Brief an den Statthalter Felix); dagegen bildete sich bereits vom ersten Paulus-Brief an eine typisch christliche, Grußformel heraus, die "Gnade und Frieden" wünscht (vgl. 1. Thess 1,1). – Auch die im Brief erwähnten Tugenden, etwa die in der heutigen Lesung genannte Sorge für Witwen und Waisen (Jak 1,27f.) sind typisch jüdisch, ebenso wie die gerügten Laster, z.B. die überhebliche Planung von Handelsgeschäften (Jak 4,13); "heidnische" Laster wie Unzucht und Ausschweifungen spielen dagegen keine Rolle.

Insgesamt geht es dem Autor ausdrücklich darum, dass Christsein keine Theorie ist, sondern am Handeln eines Christen, an seinen "Werken" erkennbar sein muss – allerdings nicht am Einhalten der Gesetze, an den "Gesetzeswerken", gegen die Paulus so heftig eintritt. So heißt es bereits zu Beginn des Briefs in der heutigen Lesung: "Hört das Wort nicht nur an, sondern handelt danach, sonst betrügt ihr euch selbst" (Jak 1,22). – Ich werde an den kommenden Sonntagen bei der Texterklärung auf einige Stellen hinweisen, die besonders deutlich den Jakobusbrief als ganz früh abgefasst und für noch rein judenchristliche Gemeinden bestimmt erweisen.

Morgen beginnt die Lesung aus diesem Brief mit der freudigen Feststellung: "Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk kommt von oben" (Jak 1,17). Im Griechischen wird das im beschwingten Versmaß eines (wenn auch nicht ganz perfekten) Hexameters ausgesagt:

pása dosís agathé kai pán doréma teléion.

Im Deutschen kennen wir ein ähnliches Wort: "Alles Gute kommt von oben." Das könnte ein erfreulicher Sonntagsgedanke sein; und er gilt auch, wenn wir die spätsommerliche Blumenpracht in unseren Gärten sehen.

## Zum 23. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 35,4-7a / Jak 2,1-5 / Mk 7,31-37)

Mehrere Rückfragen haben mir gezeigt, dass die Erläuterungen in der vergangenen Woche klar gemacht haben, welche Bedeutung die Frage nach der Abfassungszeit des Jakobusbriefs hat, aus dem auch morgen und an den nächsten Sonntagen die zweite Lesung entnommen ist. Heute will ich deshalb mein Versprechen einhalten auf einige Textstellen näher einzugehen, die zeigen, dass der Jakobusbrief früh abgefasst wurde und sich an judenchristliche Gemeinden wendet.

Die morgige Lesung aus diesem Brief bietet dazu eine besonders günstige Gelegenheit. Denn gleich zwei Stellen in den Versen Jak 2,2f der Einheitsübersetzung (EÜ), die beide Male der Lutherbibel (LU) folgen, zeigen, wie leicht die Frage der Abfassungszeit verschleiert werden kann.

Wörtlich übersetzt, beginnt dieser Vers mit den Worten: "Wenn nämlich in eure Synagoge ein Mann hereinkommt mit goldenen Ringen und in prächtiger Kleidung …" EÜ und LU übersetzten jedoch das griechische "eis tän synagogän hymôn" mit "wenn in eure **Versammlung** ein Mann hereinkommt …" In der EÜ geht es – der LU folgend – weiter mit: "und es kommt auch ein Armer in schmutziger Kleidung herein, und ihr sagt … zum Armen: … Setz dich zu meinen Füßen." Das erinnert eher an die Haltung eines Schülers (vgl. Apg 22,3: Paulus in Jerusalem zu Füßen Gamaliels) – doch die wörtliche Übersetzung des griechischen Begriffs "hypó to hypo-pódión mou" hat einen ganz anderen Beiklang; sie lautet: "unter meinen Unterm-Fuß", sinngemäß etwa "setz dich unter den Platz, auf dem ich meine Füße aufstelle". Der Brief warnt vor solcher Geringachtung oder "Herabsetzung" des Armen, der

"von Gott auserwählt" und "durch Glauben reich" geworden sei (Jak 2,5). Für Jakobus ist der Glaube so wichtig, dass er sogar hinzufügt, diese durch Glauben reichen Armen seien "die Erben des Reiches, das [Gott] denen verheißen hat, die ihn lieben."

Das Foto in der Synagoge von Masada auf dieser Seite zeigt die im Brief angesprochene, typische Synagogen-Sitzordnung auf Stufen. Die kleine Reisegruppe sitzt auf der vornehmsten, obersten Stufe. Unter der Stufe, auf der ihre Füße aufgesetzt sind, könnte der Geringere seinen Platz angewiesen bekommen. Diese Stufen-Sitzordnung findet sich in allen vier bisher ausgegrabenen Synagogen Palästinas aus der Zeit des Zweiten Tempels: Masada, Herodion, Magdala und Gamla. Dem Einwand, die Synagoge von Masada sei doch erst um 70 n.Chr. so umgebaut worden, lässt sich auf jeden Fall entgegenhalten, dass die Stufen der großen Synagoge in Gamla (oder Gamala) sicher aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert stammen.

Vor allem diese im Text vorausgesetzte typische Synagogen-Architektur untermauert, dass Jak 2,2f von einem Synagogen-Gebäude spricht. Zwar kann man das griechische Wort *synagogä* sowohl mit "Versammlung" als auch mit "Synagoge" übersetzen, jedoch ruft "Versammlung" heute eher Missverständnisse hervor, da wir dabei nicht an eine Synagogen-Gemeinde denken würden – für die Adressaten des Briefs war dies dagegen selbstverständlich.

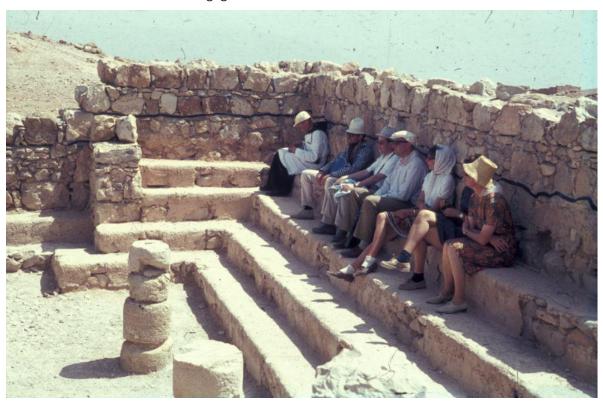


Abb. 14: Synagoge von Masada 1968. Die Reisegruppe rastet auf den Sitzstufen. Das Gemäuer oberhalb der dunklen Linie ist von den Ausgräbern wieder aufgerichtet, unterhalb der Linie ist auch der Verputz ursprünglich, d.h. in diesem Fall, dass diese Sitzstufen kurz vor 70 nC. von den Verteidigern Masadas so gemauert wurden.

Die Verse der heutigen Lesung sind also ein deutlicher Hinweis darauf, dass der Jakobusbrief in einer Zeit abgefasst wurde, in der es noch geschlossene judenchristliche Gemeinden gab, die ihre bisherigen Gottesdiensthäuser einfach für ihre christlichen Gottesdienste verwendeten – ebenso wie nach der Reformation katholische Kirchen "weiter verwendet" wurden.

Schon nach ca. 48 – 52 nC., also nach der großen Europa-Reise des Apostels Paulus und dem sogenannten Apostelkonzil ist eine solche Situation kaum mehr vorstellbar. Zum spezifisch christlichen Versammlungsort sind längst Privathäuser der Gemeindemitglieder geworden, die "Hauskirchen" oder "Hausgemeinden", in denen Beschnittene und Unbeschnittene zum "Brechen des Brotes" zu-

sammen kommen (so ist z.B. in 1 Kor 16,19 die Rede von der "Kirche" – ekkläsía – im Haus von Priskilla und Aquila, also nicht von der synagogä).

Unser Jakobusbrief passt nicht mehr in diese Zeit, wohl aber in die Zeit kurz nach 44 nC., als der jüngere Jakobus die Leitung der Gemeinde in Jerusalem übernommen hatte.

Mit seiner Mahnung den Geringen wichtig zu nehmen (vgl. Jak 2,5) steht Jakobus dem Geist des vorösterlichen Jesus sehr nahe. Von ihm hören wir im morgigen Evangelium (vgl. Mk 7,32), wie er sich um einen armseligen Taubstummen kümmert.

## Zum 24. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 50,5-9a / Jak 2,14-18 / Mk 8,27-35)

Im morgigen Abschnitt aus dem Jakobusbrief werden wir, so scheint es, vor die Entscheidung gestellt: Wer hat Recht, Paulus oder Jakobus?

Meine Hinweise zur Datierung des Jakobusbriefs in den beiden letzten Wochen haben zu Diskussionen geführt: Auch evangelische Neutestamentler wie Rainer Riesner betrachten ihn als ältesten Brief des NT. Doch wie sehr da die Meinungen divergieren und sich die Gemüter erregen, zeigt die spontan niedergeschriebene Mail eines anderen evangelischen Theologen: "Wenn nun ausgerechnet der Jakobusbrief das älteste Schriftstück des neuen Testamentes ist, nimmt womöglich die vorrangige Stellung des Paulus Schaden. Eine späte Datierung von Jakobus bringt eben den enormen systematisch theologischen Vorteil, diesen Text als einen späteren Rückfall ins innerjüdische Denken deklarieren und damit relativieren zu können."

Doch ein "Rückfall" ist der Jakobusbrief sicher nicht. Wenn es morgen heißt: "So ist auch der Glaube für sich allein tot, wenn er nicht Werke vorzuweisen hat" (Jak 2,17), dann steht das ganz im Einklang mit dem, was Jesus forderte: "Ihr seid das Licht der Welt. … So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen …" (Mt 5,14-16). Auch Paulus steht in dieser ältesten Jesus-Tradition, etwa, wenn er schreibt, es gehe um einen "Glauben, der in der Liebe wirksam wird" (Gal 5,6). Und an anderen Stellen mahnt er zu "Früchten des Geistes", die natürlich durch Tun hervorzubringen sind.

Warum also reden Paulus und Jakobus aneinander vorbei? – Sicher polemisiert Jakobus nicht gegen den Römerbrief (Röm), der 56/57 n.Chr. entstand. Auch für Paulus selbst wurde erst vom Galaterbrief an (um 54 n.Chr.) zum großen Problem: Kommt die Gerechtigkeit (man könnte auch sagen: die ewige Rettung als guter Mensch) durch Befolgung des Gesetzes oder durch den Glauben an Christus? So gesehen, geht es in Röm 3,28 gar nicht um die Alternative Glaube oder Werke, sondern um Glaube oder *Gesetzes*werke (vor allem um die Beschneidung) – ein entscheidender Unterschied. Mit anderen Worten: Für Paulus geht es um die Frage: Gilt noch das Gesetz des Mose, von dem es heißt: "Das Wesen deines Wortes ist Wahrheit" (Ps 119,142), oder ist jetzt die Person Jesu Christi "der Weg und die Wahrheit und das Leben" (Joh 14,6)? Das Heil erlangt seitdem, wer glaubt, dass Gott Jesus als Retter gesandt hat – im Johannesevangelium sagt Jesus: "Das ist das Werk Gottes, dass ihr an den glaubt, den jener gesandt hat" (Joh 6,29).

Im frühesten Brief des Apostels Paulus, dem ersten Brief an die Thessalonicher (um 50 nC.) fällt das Wort "Gesetz" (= nómos, torâ) überhaupt noch nicht. In diese Zeit passt auch der Jakobusbrief (um 45 n.Chr.). Später, nachdem auf dem sogenannten Apostelkonzil (48 oder 52 nC.) bereits die Diskussion über die Frage entbrannt war, ob das Gesetz des Mose auch für die Heiden verbindlich sei, ist es psychologisch schwierig sich das Entstehen des Jakobusbriefs vorzustellen. Und noch unbefriedigender ist es sich vorzustellen, dass Jakobus als Bischof von Jerusalem nach 57 nC. so unbefangen über den Vorrang der Werke geschrieben hätte. Denn zu dieser Zeit hatte Paulus im Galaterbrief und in seinem Brief nach Rom die Auseinandersetzung bereits zugespitzt (vgl. Röm 3,28). Und überdies war Paulus selbst wenige Monate nach dem Absenden seines Briefs nach Rom in Jerusalem und hatte dort Gelegenheit, seine Ansichten vor Jakobus zu vertreten (vgl. Apg 21,18). Damals war in Jerusalem

die Position des Paulus zur Gesetzesfrömmigkeit schon bekannt (vgl. Apg 21,21). Wäre der Jakobusbrief erst *nach* dem Römerbrief entstanden, hätte sein Autor auf die spezielle Problematik der *Gesetzes*werke eingehen müssen. Und nach der Steinigung des Jakobus 62 nC. waren die Gegensätze zwischen Juden und Christen so unüberbrückbar geworden, dass der wohlwollend judenchristliche Jakobusbrief absolut nicht mehr in dieses Jahrzehnt passt.

Im morgigen Evangelium sagt uns Jesus (vgl. Mk 8,34) mit anderen Worten das, wovon sowohl Jakobus als auch Paulus überzeugt sind: Bei Christus kommt es aufs Tun an, auf die Tatsachen, und nicht auf schöne Worte. Und darauf sind wir getauft worden. Leider kann ich Ihnen keinen "bequemeren" Weg anbieten.

## **Zum 25. Sonntag im Jahreskreis**

(Weish 2,1a.12.17-20 / Jak 3,16-4,3 / Mk 9,30-37)

In unserer heutigen Gesellschaft stehen Kinder oft im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Und Prominente lassen sich gerne mit Kindern fotografieren, wenn sie sich "von ihrer menschlichen Seite" zeigen wollen. Das macht es uns schwer zu verstehen, worum es morgen geht.

Die Zwölf überlegten, wer der Größte sei. Um ihnen anschaulich klar zu machen, dass in der Werteskala Gottes der Niedrigste der Größte sein kann, stellt Jesus ein Kind in ihre Mitte: Er vergleicht sich bei seiner zweiten Leidensankündigung nicht mit einem standhaften Blutzeugen, sondern mit einem kleinen Kind, das er in die Arme nimmt. Nur Markus gebraucht dabei ein griechisches Wort, das eher bedeutet: "... und er umarmte es herzlich." Doch anders als bei uns heute ist im Orient ein Kleinkind nichts "Goldiges" oder "Rührendes". Wie ganz ungewöhnlich, kaum nachvollziehbar, das Verhalten Jesu im Orient gewesen sein muss, verdeutlichen vielleicht zwei persönliche Erlebnisse mit Kindern in Palästina vor einem halben Jahrhundert.

Eine Ärztin des Baby Hospitals bei Betlehem erzählte mir: Als sie eines Morgens ins Hospital gekommen sei und gefragt habe, wie die Nacht verlaufen sei, erhielt sie von den arabischen Schwestern die Antwort: "Wir hatten vier Todesfälle", was ihnen aber nicht weiter dramatisch zu sein schien. Welchen geringen Wert diese verstorbenen Kinder für sie hatten, zeigte sich noch stärker, als sie hinzufügten: "Aber es waren nur Mädchen". –

Wie wenig Kinder gelten, erlebte ich auch, als ich um die Mitte des 20. Jahrhunderts allein durch die Wüste Juda wanderte und in der Mittagshitze an ein Beduinenzelt kam. Vom Scheich wurde ich herzlich willkommen geheißen und hereingebeten in den Schatten seines großen Zeltes, dessen lange Bahnen aus schwarzen Ziegenhaaren gewoben waren. Am Zelteingang spielten viele Kleinkinder. Doch der Vater machte eine Handbewegung, wie wir sie machen würden, um Fliegen oder Hühner wegzuscheuchen. Ängstlich sprangen die Kleinen weg, und Frauen holten sie in den hinteren Zeltteil. Bestürzt hatte ich die Geste des Scheichs beobachtet, mit der er seine Geringschätzung Kindern gegenüber zum Ausdruck brachte; das lässt sich gar nicht vergleichen mit der Art, wie bei uns vielleicht Kinder ins Spielzimmer geschickt würden, weil ein Gast gekommen ist. In diesem Wüstenzelt wurden die vielen, recht schmutzigen Kleinkinder eher als eine Last empfunden. Denn bei der Arbeit können sie noch nicht helfen, haben aber immer hungrige Mäuler, auch wenn das Essen knapp wird. Überdies lohnt es sich kaum, viel in sie zu "investieren"; denn viele von ihnen sterben schon in den ersten Lebensjahren an einer der vielen ansteckenden Kinderkrankheiten.

Mit einem solchen "wertlosen" Kind vergleicht sich im morgigen Evangelium Jesus selbst (Mk 9,37) – und rückt damit ein Menschenbild als groß in den Mittelpunkt, das sich vor seinem Schöpfer klein und niedrig weiß. Jesus selbst lebte jene Bescheidenheit, die er in der Bergpredigt als erstes nannte (vgl. Mt 5,3), und von der er immer wieder sprach, wenn er zu der inneren Armut mahnte, die vor Gott reich werden lässt. Oft betont er, im Gottesreich gelte ein anderer Maßstab, wir müssten "umdenken" und lernen: "Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich erniedrigt, wird erhöht werden" (vgl. Mt 18,4; 23,12 und damit nach Ostern: Jak 4,10; 1 Petr 5,6).

Darum also geht es, wenn wir als Christen die Ansicht vertreten, es sei etwas unbegreiflich Großes, dass sich unser Gott, der HERR, in Jesus Christus für uns "erniedrigt" hat.

Am Sonntag bekennen wir diese "Erniedrigung", das "Kleinkindwerden" Gottes (vgl. Phil 2,7), wenn wir in unserem Glaubensbekenntnis beten: "Für uns Menschen und zu unserem Heil ist er vom Himmel gekommen … und ist Mensch geworden – et homo factus est."

## Zum 26. Sonntag im Jahreskreis

(Num 11,25-29 / Jak 5,1-6 / Mk 9,38-43.45.47-48)

Auch ohne Inschriften können Steine reden. Der vordere der großen Steine auf dem beigefügten Foto – beide wurden von Archäologen in der Ruinenstadt Avdat im Süden Israels, im Negev, ausgegraben –, trägt eine nabatäische Inschrift. Doch der große Mühlstein dahinter hat uns mehr zu sagen. Am heutigen 26. Sonntag im Jahreskreis heißt es in der Lesung aus dem Markusevangelium:



Abb. 15: Eselsmühlstein

"[Wer einen von diesen Kleinen, die an mich glauben, zum Bösen verführt,] für den wäre es besser, wenn er mit einem Mühlstein um den Hals ins Meer geworfen würde" (Mk 9,42). Nach dieser deutschen Übersetzung könnte man denken, dass der Stein mit einem Seil um den Hals befestigt wird, aber das griechische Original macht deutlich: Gemeint ist, dass der Mühlstein wie eine Halskrause direkt auf dem Hals aufliegt. Die großen Halskrausen des 17. Jhs. hatten treffend den Spottnamen "Mühlsteine". Das Foto zeigt, wie solche Steine in Wirklichkeit aussahen. Im griechischen Text steht für "Mühlstein" wörtlich "Eselsmühlstein" (mýlos onikós), und auch der abgebildete Stein ist ein Eselsmühlstein. In neutestamentlicher Zeit gab es auch kleine Handmühlen. Beiden Arten ist gemeinsam, dass sie aus einem unteren feststehenden und einem oberen drehbaren, runden Stein bestehen. Nur der obere Stein hatte in der Mitte ein Loch für die Achse, die in der Mitte des unteren Steins eingelassen war, und um die sich der Oberstein drehte. Die Getreidekörner wurden zwischen den beiden Steinen zerrieben, während ein Esel im Kreis lief, um den Oberstein zu drehen. Die Sache konnte nur funktionieren, wenn das Loch im

oberen Stein nicht zu groß war; denn es musste die Achse eng umschließen. Auf dem Foto sieht man sofort: Niemals könnte man den Kopf eines Menschen durch das Loch im Mühlstein stecken. Der archäologische Befund zeigt uns: Das von Markus gebrauchte Bild ist eine orientalische Übertreibung, ähnlich dem "Balken" im eigenen Auge (vgl. Mt 7,3).

Das zu erkennen ist deshalb so wichtig, weil wir daraus schließen können: Auch die folgenden Bilder vom Abhauen der Hand und des Fußes und vom Ausreißen des Auges sind bildliche Übertreibungen.

Offensichtlich kommen wir im geistlichen Leben nicht durch, wenn wir uns nur wortgenau an biblische Texte halten wollen. Was aber bleibt uns dann noch als Norm, wenn nicht der Wortlaut der Bibel? Wie einst für die Jünger Jesu, so ist auch für uns der Ausgangspunkt das Alte Testament. In ihrem gemeinsamen Leben mit Jesus erkannten die Jünger: Dieser Mensch lebt und stirbt "gemäß der Schrift" (z.B. 1 Kor 15,4). So lernten sie vor Ostern diesen Jesus kennen und begannen ihn zu lieben. Gerade Markus lässt uns miterleben, wie sie erst ganz allmählich zu dem Glauben kamen, dass Jesus der Gesalbte, der König der Endzeit ist. Damit wurde Jesus selbst für sie zum neuen Maßstab ihres Lebens. Als Jünger, wörtlich "Schüler", richteten sie sich nicht mehr nach einem "Lehrbuch", sondern sie folgten Jesus persönlich nach. Jesus hinterließ keinerlei schriftliches "Testament", da er ja als lebendige, spürbare Wirklichkeit bei ihnen blieb (vgl. Mt 28,20). Nach Ostern erlebten sie seinen Geist, den Geist des HERRN in ihrer Mitte, der sie drängte, die große Neuigkeit als gute Nachricht, als "Evangelium" nicht nur zu verkünden, sondern auch niederzuschreiben. Unser "Neues Testament" ist nur ein kleiner Ausschnitt, ein winziger Niederschlag dessen, was im ersten Jahrzehnt begeistert verkündet und gedanklich vertieft wurde: die Christuswirklichkeit. Also nicht ein Buch ist der Kern, um den sich das Christentum kristallisierte, sondern der HERR selbst. Dieser Kyrios, der auch das Pneuma (der Geist) ist (2 Kor 3,17), befähigte seine Kirche aus den unterschiedlichen frühchristlichen Schriften einige auszuwählen und sie im Kanon des "Neuen Testaments" zusammenzustellen.

Wir sind also nicht ohne Norm und Maßstab, wenn wir uns nicht an den Buchstaben des biblischen Textes, sondern an Christus selbst halten. Im konkreten Fall des Evangeliums am 26. Sonntag können wir uns fragen: Wie würde Jesus handeln? Und sofort wissen wir, dass er sich keine Hand abgehauen und kein Auge ausgerissen hat. Wir halten uns nicht an tote Buchstaben, sondern an das, was die "katholische und apostolische Kirche" immer bekannt hat und bis heute verkündet: Das Leben Jesu, sein stellvertretendes Leiden, sein Sterben und seine Auferstehung, vor allem aber auch seine oft wiederholte Aufforderung das eigene Kreuz anzunehmen und ihm nachzufolgen.

Um zu verstehen, dass es beim Leben und Sterben unseres HERRN Jesus Christus "um alles" geht, brauchen wir die martialische Bildersprache des morgigen Evangelientextes nicht wörtlich zu nehmen. Auch ohne schweren Mühlstein kann uns das stellvertretende, furchtbare Leiden Jesu klar machen, wie "schwer-wiegend" jede bewusste, lieblose Sünde ist.

Wer sich dieser Einsicht verschließt, macht nicht nur Gott zum Lügner (vgl. 1 Joh 1,8-10), sondern belügt sich auch selbst. Das Zugeben meiner Sünde lässt mich aber sehr dankbar werden. "Eucharistie" wird zum inneren Bedürfnis und zur Sonntags-Freude.

#### **Zum 27. Sonntag im Jahreskreis**

(Gen 2,18-24 / Hebr 2,9-11 / Mk 10,2-16)

Zwei ganz verschiedene Themen, die scheinbar nichts miteinander zu tun haben, werden im morgigen Evangelium nebeneinander gestellt: die Frage nach der Ehescheidung und die Segnung von Kindern. Es ist durchaus berechtigt sich darüber zu wundern, denn nur im Markusevangelium stehen diese beiden Themen direkt hintereinander; Mattäus nennt sie zwar ebenfalls beide, jedoch werden bei ihm dazwischen noch drei Arten von Ehelosigkeit beschrieben (Mt 19,10-12).

Die Frage nach der Ehescheidung wird im Johannesevangelium nirgends berührt, im Lukasevangelium wird sie in nur einem einzigen Vers abgehandelt (Lk 16,18). Bei Markus allein ist es anders. Bei ihm stoßen wir nicht nur zugleich auf Kinder, die gesegnet werden, sondern überdies erwähnt nur er auch Frauen im Zusammenhang mit dem Thema Ehebruch, nur Markus warnt auch sie davor die Ehe zu brechen (Mk 10,12). Im Mattäusevangelium gibt es, wie bereits erwähnt, außer einem langen Text über den Ehebruch, der sich nur an Männer wendet, für die das Ausstellen eines Scheidebriefs Fragen aufwirft, weitere Verse, in denen Mattäus drei Gründe dafür anführt, warum ein Mann keine Ehe eingeht: ein Geburtsfehler, ein Eingriff durch Menschen (der ihn zum Eunuchen macht), oder "um des Himmelreichs willen" (Mt 19,12).

Anstelle dieses Mattäus-Verses über die Ehelosigkeit "um des Himmelreichs willen" geht nun Markus direkt und ganz überraschend über zu dem Satz: "Da brachte man Kinder zu ihm …" (Mk 10,13). Und nun erklärt Jesus, nur Menschen wie diesen (in biblischer Zeit wertlosen) Kindern gehöre das Reich Gottes. Nur "wie ein Kind" könne man ins ewige Königreich gelangen.

Da das zu Erwachsenen gesprochen ist – zu Männern und Frauen, und auch zu uns heute –, die nicht mehr Kinder werden können, muss es sich (wie schon am letzten Sonntag) um eine bildliche Redeweise handeln. Was ist also mit diesem Bild tatsächlich gemeint? Welchen Zusammenhang gibt es zwischen Ehelosen und Kindern? – Das Ansehen von Menschen stieg oder fiel wohl zu allen Zeiten auch im Hinblick auf ihre "Lebenspartner". Und ein Mann galt in der biblischen Welt erst etwas, wenn er in seinen Söhnen weiterlebte. Unverheiratete waren jedenfalls gering geachtet – ausgenommen allerdings, sie waren ehelos "um des Himmelreichs willen". Dann gehörten sie dem gehobenen Stand der Mönche oder Nonnen an, den man sogar (unter Berufung auf 1 Kor 7,7f) als den "Stand der Vollkommenheit" bezeichnete. Dass im dunklen Ordenshabit die Melote der Wüstenväter weiterlebte, ein Umhang aus Tierfell, der an die Sünde der Stammeltern erinnerte (vgl. Gen 3,21), war vergessen; die Symbolik war nicht mehr bewusst: Ordensleute fühlten sich nicht mehr als Menschen, die dienend Sündenlasten tragen.

Doch Jesus geht es wirklich um ein grundsätzliches inneres Umkehren (oder Umdenken, griechisch *meta-noein*), wie auch noch den ersten Mönchen in der Wüste oder nach ihnen St. Benedikt. Da ging es gerade nicht um eine "Aufwertung" des Status von Unverheirateten, sondern genau um das Gegenteil, um das Dastehen mit leeren Händen und dem Wissen Gott viel zu schulden. Nicht wer selbstbewusst und stolz als "angesehene Persönlichkeit" vor Gott tritt, ist ihm willkommen, sondern jene, die sich vor ihm, dem Barmherzigen, als schwache, armselige und restlos abhängige Geschöpfe wissen (vgl. Jak 4,10; 1 Petr 5,6); altmodisch würde man sagen, die demütig sind. Das ist in Gottes Augen, so lehrt uns Jesus, viel wertvoller als alle äußerliche Geltung in einem "gehobenen Stand".

An diesem 27. Sonntag hören wir bei Markus in anderen Worten das, was uns vertrauter ist als Anfang der Bergpredigt im Mattäusevangelium. Übertragen könnte man die erste Seligpreisung auch so formulieren: "Freuen dürfen sich alle, die mit leeren Händen vor Gott stehen" (vgl. Mt 5,3). Freuen wir uns mit!

## Zum 28. Sonntag im Jahreskreis

(Weish 7,7-11 / Hebr 4,12-13 / Mk 10,17-30)

Der Evangelienabschnitt des 28. Sonntags (Mk 10,17-30) beschäftigte den ersten christlichen Gelehrten Klemens von Alexandria (gest. vor 215 nC.) so sehr, dass er eine Schrift verfasste: "Welcher Reiche wird gerettet werden?" Seine Antwort auf dieses Problem, das schon die Jünger Jesu erschrecken ließ (vgl. Mk 10,26), lautet: Vom Himmelreich schließt mich nicht der Reichtum aus, sondern die üble Art, wie ich ihn gebraucht habe. Nicht der Reichtum ist das Hindernis, sondern die Sünde. – Doch die Sprache der Bibel zu verstehen, ist nicht immer einfach; das gilt auch für ein Bild aus dem heutigen Abschnitt aus dem Hebräerbrief.

Als Kindern wurde uns beigebracht nur Löffel oder Gabel zum Mund zu führen, nie aber das Messer. Nun sind aber zahlreiche mittelalterliche Bilder überliefert, auf denen Christus mit einem oder sogar zwei großen Schwertern im Mund dargestellt ist, als Illustration von zwei Versen aus der Offenbarung des Johannes (Offb 1,16; 19,15): "Aus seinem Mund kam ein scharfes, zweischneidiges Schwert". (Das dazu auf der folgenden Seite beigefügte Bild ist eine Illustration aus der "Bamberger Apokalypse", einer mittelalterlichen Handschrift, die um das Jahr 1000 im Kloster Reichenau entstand).

Offenbar verstehen wir nicht nur Übertreibungen leicht falsch, wie sich zeigte, als es vor zwei Wochen, am 26. Sonntag, um den Mühlstein ging. Auch bei anderen sprachlichen Wendungen ist die Bildersprache der Bibel oft schwer verständlich, zumal wenn die Bilder auch noch übertrieben werden. So nennt die Bibel an mehreren Stellen die Zunge ein "scharfes Schwert" (vgl. Ps 57,5), und "Schwerter" befinden sich "zwischen den Lippen" bellender Hunde (vgl. Ps 59,8). Der Prophet Jesaja

sagt vom Gottesknecht, der Herr habe seinen "Mund zu einem scharfen Schwert" gemacht (Jes 49,2). Bei diesen Bildern denken wir vielleicht zuerst daran, wie tief uns Worte anderer verletzen können.

Doch in der heutigen Lesung aus dem Hebräerbrief heißt es auch von dem "lebenden Gotteswort", also von Jesus selbst (vgl. Offb 19,13), es sei wie ein scharfes Schwert, das alles offen bloßlegt, nicht nur Muskeln, Adern und Nerven – wir würden heute sagen, wie mit einem scharfen Skalpell –, sondern sogar "die Regungen und Gedanken des Herzens" (Hebr 4,12). Wie sollen wir das verstehen?

Vielleicht so, wie es in der Szene vor Pilatus geschildert wird. Jesus hatte gesagt: "Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme" (Joh 18,37). Und dann steht dieser Logos gerade in seinem Schweigen beredt da, mit Dornen gekrönt als "der Mensch – ecce homo". Dieses "Wort Gottes" spricht zu uns nicht nur durch seine Worte, durch das was er sagt, sondern mehr noch durch sein Leben unter uns. Er redet, ja er "schreit" durch sein Dasein und Sosein. Und wir können tief innerlich dieses scharfe, aber wahre Wort vernehmen.



Abb. 16: Bamberger Apokalypse (gemeinfrei, PD-Art Quelle: Wikimedia Commons)

Unverdienter Tadel oder auch unverdientes Lob von Menschen werden neben diesem "lebenden Gotteswort" unwichtig. Und der Schmerz, an den wir bei Schwert oder Skalpell zuerst denken – und den wir wohl auch bei dieser Konfrontation mit der Wahrheit über unser eigenes Leben spüren –, wird zu einem heilsamen Schmerz: Im Innern wird es friedlich, da uns ja dort jemand ganz genau kennt – schon heute, jetzt, nicht erst am Jüngsten Tag.

Zum Sonntag viel von diesem Frieden!

## Zum 29. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 53,10-11 / Hebr 4,14-16 / Mk 10,35-45)

Am 29. Sonntag steht der wichtigste Satz ganz am Ende aller drei Lesungstexte: Der Menschensohn sei gekommen, "um sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele" (Mk 10,45). In der 1. Lesung ahnt Jesaja Jahrhunderte vorher das Unfassbare (Jes 53,11). Doch der Verfasser der 2. Lesung kann schon zurückblicken auf das, was tatsächlich geschehen ist (Hebr 4,16), und nach diesem unglaublichen Ereignis kann er uns mit guten Gründen auffordern "voll Zuversichtlich hinzugehen" zu dem, der sein Leben für uns als Lösegeld hingegeben hat.

Diese 2. Lesung dieses Sonntags aus dem Hebräerbrief schließt direkt an die Verse an, die wir am letzten Sonntag hörten, und die uns den strengen Richter zeigten, dessen Schwert alles bloßlegt. Heute folgt als Gegengewicht die Rede von unserem Hohenpriester Jesus, der mitfühlend und wohlwollend ist; denn "er wurde in allem wie wir in Versuchung geführt" (Hebr 4,15).

Doch wie passt dazu das Bild eines "Throns der Gnade" (Hebr 4,16), vor den wir treten sollen? Das klingt nach einem Herrscherthron, von dem herunter unsere Begnadigung ergeht.

Der richtige Sinn dieser Schlussaufforderung ist ein anderer: Wir sollen zuversichtlich oder "mit Freimut" hingehen zu diesem Ort, an dem uns Wohlwollen und Erbarmen geschenkt werden. Das Bild des strengen Richters wird ergänzt durch das des wohlwollenden Richters.

Rein sprachlich fällt es uns schwer, diesen Sinn dem deutschen Text nach richtig zu erkennen. Der griechische Originaltext kann uns da helfen.

Das erste Missverständnis liegt in dem, was wir mit dem deutschen Wort "Gnade" verbinden: Herablassung und Vergebung. Doch im Griechischen steht *cháris* (lateinisch *gratia*), was auch Wohlgefallen, Anmut oder Grazie einschließt.

Das zweite Missverständnis hängt damit zusammen, was wir uns unter "Thron" vorstellen. Im Griechischen steht *thrónos* nicht nur für den Herrscher- oder Königsthron, sondern auch für jeden Stuhl mit Lehne, manchmal mit Fußschemel. Der einfache Mann lag auf Teppichen auf dem Boden oder saß "zu Füßen" dessen, der auf diesem Stuhl saß und lehrte. In unserem Fall ergibt sich aus dem nachfolgenden Genitiv, was für ein Sessel gemeint ist: Es ist ein Stuhl "der Gnade".

Schon an anderen Stellen bin ich darauf eingegangen: In den biblischen Sprachen kann ein solcher nachfolgender oder "semitischer" Genitiv den Sinn des vorausgehenden Wortes ganz wesentlich bestimmen. Am deutlichsten ist das beim Ruf in der Osternacht "Lumen Christi": Mit dem Genitiv "Christi" ist hier nämlich gemeint, dass Christus selbst das Licht ist. Im Deutschen wäre also die Übersetzung "das Christuslicht" oder auch "Christus, unser Licht" treffend, dagegen wäre irreführend die scheinbar wortgetreue Übersetzung "das Licht Christi".

So geht es auch morgen eigentlich nicht um den "Thron", sondern um die Gnade, die von dort ausgeht oder auch einfach um den gnädigen Herrn, der dort waltet. Doch da besteht noch die Schwierigkeit mit dem deutschen "gnädig". Dieses Adjektiv lässt nur an die Richtung von oben nach unten denken. Besser wäre etwa "angenehm", was auch von unten nach oben denkbar ist: Der Reumütige tritt vor den angenehmen Richter, und diesem ist der ehrliche Mensch angenehm. Noch besser gibt ein Fremdwort den Sinn wider: "sympathisch". Denn vorher hieß es, Jesus könne "mit-fühlen" (im Griechischen steht *sym-pathein*) mit unserer Schwäche (Hebr 4,15), weil er selbst gelitten hat. Daher ist er uns "sympathisch". Aber auch wir sind ihm sympathisch geworden; denn er hat unsere Schuld selbst weggetragen; so versichert uns Jesaja in der 1. Lesung (vor allem im letzten Satz Jes 53,11b).

In jedem Fall brauchen wir keine Angst zu haben, wenn wir uns an Jesus wenden. Möglich ist es an einen Ort zu denken, ähnlich wie bei den Bezeichnungen Gnadenstuhl, Gnadental, Gnadenweiler oder Gnadenbronnen. Doch letztlich geht es gar nicht um einen Ort, an dem jemand seinen Sitz hat, sondern um jenen selbst, der dort sitzt.

Er war es, der unter Pontius Pilatus für uns gelitten hat, und uns nun so mitfühlend und liebend ansieht, dass wir dadurch geradezu seine "liebens-würdigen" Kinder geworden sind. Denn seine "cháris" erlässt uns nicht nur "gnädig" die verdiente Strafe, vielmehr bewirkt sie unsere "Anmut" in seinen Augen. Und so treten wir vor den, der uns durch sein stellvertretendes Leben und Leiden als Mensch "sympathisch" geworden ist, und uns, um beim Wort "cháris" zu bleiben, so zu dankbaren und damit "charmanten" Menschen werden lässt.

#### **Zum 30. Sonntag im Jahreskreis**

(Jer 31,7-9 / Hebr 5,1-6 / Mk 10,46b-52)

Kein Spaziergang, sondern ein anstrengender Tagesmarsch ist der Weg von Jericho nach Jerusalem. Über 1200 Höhenmeter sind zu überwinden; denn das Tote Meer liegt auf -400 m, und der Ölberg vor Jerusalem ist +815 m hoch. Dieser Höhenunterschied ist viel größer als der von Tel Aviv nach Jerusalem, dort führt überdies die Autostraße durch bebautes Ackerland und durch viele Ortschaf-

\_\_\_\_\_

ten. Beim Aufstieg von Osten her durch die Wüste Juda ist unterwegs keine Ortschaft zu erwarten. Der steil ansteigende Marsch durch einsames, unübersichtliches Gelände erfordert Mut.

Markus schildert das so: "Jesus ging voraus", und er fügt an: "Die Jünger aber hatten Angst" (Mk 10,32). Die gespannte Atmosphäre vor dem Einstieg wird vom Evangelisten Johannes so eingefangen: "Da sagte Tomas […] zu den anderen Jüngern: Dann lasst uns mit ihm gehen, um mit ihm zu sterben" (Joh 11,16). Doch im Sonntagsevangelium ist der Bettler Bartimäus voll Freude, denn er kann wieder sehen. Glaubend und ohne Angst folgt er Jesus "auf dem Weg".



Abb. 17: Ortsausgang von Jericho (1981): Als Jesus hier die Stadt verließ (Mk 10,46), stand noch der herodianische Palast, Reste seiner Thermenanlagen sind im Vordergrund sichtbar. Der Weg, an dem der Bettler saß, verlief in der linken Bildhälfte. In der Mitte zwischen den beiden Berggipfeln ist der Einschnitt des Wadi Qelt zu erkennen. Und links (oder südlich) davon ist am Horizont markiert, wo der Weg hinauf nach Jerusalem begann, auf dem Bartimäus Jesus folgte.

Bei dem deutschen Wort "Weg" erkennt man nicht auf Anhieb, was alles in der Bibel so bezeichnet werden kann. Im hebräischen Begriff "däräch" klingt viel mehr an, und das gilt im griechischen Neuen Testament auch für das Wort "hä hodós". Wir bilden häufig mit diesem Substantiv (das im Griechischen trotz der Endung auf -os weiblich ist) Fremdwörter wie Met-hode, Kat-hode, An-ode, Peri-ode oder Syn-ode. Schon das erste Beispiel zeigt, dass es da nicht um etwas "Oberflächliches" wie einen guten Straßenbelag geht, sondern um ein erfolgreiches und richtiges Vorgehen, und bei einer Synode will man gemeinsame Fortschritte erzielen.

Dieses Wort hodós kommt am 30. Sonntag im Lesejahr B sowohl in der 1. Lesung als auch im Evangelium vor, hier gleich zweimal und beide Male mit dem bestimmten Artikel. Zu Beginn heißt es: Der blinde Bettler Bartimäus "saß an dem Weg" (Mk 10,46 – in der Einheitsübersetzung leider widergegeben mit "Straße"). Und am Schluss heißt es nicht: "... und sofort konnte er sehen", sondern betont: "... und er folgte ihm [Jesus] auf dem Weg" (Mk 10,52). Im Griechischen steht das wichtigste Wort nicht am Anfang wie im Deutschen, sondern am Ende des Satzes. Markus nutzt dieses Stilmittel, er hebt also die Bedeutung "des Weges" noch dadurch hervor, dass er mit diesem Wort zweimal den Satz abschließt (am Ende von Mk 10,46 und 10,52).

Das Thema wird bereits in der 1. Lesung vorbereitet. Dort hören wir, wie der Prophet Jeremia schildert, dass Gott den "Weg" sorgfältig für "Blinde und Lahme" bereitet, um sie zurückzuführen nach Jerusalem (Jer 31,8f).

Bei einer Wüstenwanderung von Jericho hinauf nach Jerusalem, kann man zwar heute noch im Gelände die Reste der gemauerten "Römerstraße" verfolgen; doch sie wurde erst während der Belagerung von Jerusalem (70 nC.) angelegt. Zur Zeit Jesu gab es hier noch keine gepflasterte Straße. Der Wanderer konnte auf dieser einsamen Strecke unter die Räuber fallen (vgl. Lk 10,30), und der Pilger nach Jerusalem suchte sich seinen Weg durchs Gelände je nach Wetterverhältnissen und Bodenbeschaffenheit. Wenn der Rufer in der Wüste im Buch Jeremia dazu aufruft, dem Herrn einen Weg durch die Wüste zu bahnen (Jes 40,3) – ein Wort, das später Johannes der Täufer aufgreift (Mk 1,3 par.) – dann bezieht sich dieses Bild auf einen solchen unebenen, steinigen Weg durch die Wüste Juda – ein Bild, das auch dafür steht, wie wir innerlich dem HERRN den Weg bereiten.

Bei Wort "Weg" dürfen wir also nicht an unsere gut gebahnten Waldwege, ausgeschildert mit genauen Wegweisern, denken. Es war eine Kunst im Gelände den richtigen Weg zu erkennen und ihn dann mutig zu gehen und durchzuhalten. Sehr oft bezeichnet "Weg" viel weniger die materielle Beschaffenheit des Bodens als vielmehr die Tätigkeit des Menschen, also das "Wie", das "Gehen" dieses Wegs. Wie im unwegsamen, unübersichtlichen Gelände, so ist es auch im Leben schwer beim Wandern nicht die Richtung zu verlieren. Die jüdischen Anweisungen zum richtigen Gehen auf dem Lebensweg, zum rechten Lebenswandel, wurden in den Büchern der Halacha festgehalten. Sie sind mit unserer Moraltheologie vergleichbar. Wenn der Psalmist bittet, der HERR möge ihm den Weg zeigen (Ps 25,4; 86,11) oder den rechten Weg begreifen lassen (Ps 119,27), oder wenn ein Mensch glücklich gepriesen wird, weil er "nicht auf dem Weg der Sünder geht" (Ps 1,1), hat er dazu, wie einen Navi, die Tora benützt.

Für die Jünger Jesu wurde das zum "Weg", was Jesus ihnen vorlebte und ihnen zusätzlich erklärte, so etwa am letzten Sonntag: Der Menschensohn sei gekommen um zu dienen, daher gelte auch bei ihnen: Wer der Größte sein will, müsse geradezu der Sklave aller werden (vgl. Mk 10,45). Der nach Jerusalem vorausgehende Jesus verkörperte in sich den wahren Lebensweg, was – in bleibender Form – im Johannesevangelium in die drei Worte gefasst ist: "Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben" (Joh 14,6).

Schon manchmal hatte ich erwähnt: Nach Ostern nannte sich die Gemeinschaft der Glaubenden zuerst nicht "Christen" sondern "der Weg" (vgl. Apg 9,2; 19,9.23; 22,4; 24,14.22 – meist übersetzt mit erklärendem Zusatz "neu"). Und sie dachten dabei an den unsichtbar vorausgehenden HERRN, dessen Geist in ihnen lebendig war.

Doch schon in der frühen Kirche war es nicht immer leicht diesen Weg zu sehen, und im heutigen Alltag ist es noch schwerer geworden den wahren Weg nicht aus dem Auge zu verlieren. Manchmal sind wir wie verblendet. Der Blinde von Jericho bittet darum sehen zu können, und der Evangelist spricht da keineswegs nur vom optischen Sehen, sondern betont vor allem das Sehen des Weges mit dem inneren Auge. Denn nur mit diesem inneren Auge können wir wieder deutlicher Jesus als den richtigen Lebensweg erkennen. Bartimäus wird nicht nur "irgendwie sehend", vielmehr wird er sich dessen gewahr, wohin er jetzt zu gehen hat. Und er "folgt ihm auf *dem* Weg" (Mk 10,52).

Immer mehr habe ich beim Evangelium des 30. Sonntags den Eindruck: Am besten kann ich mir den Satz des Bettlers zu eigen machen: "Rabbuni, ich möchte wieder sehen können."

### **Zum 31. Sonntag im Jahreskreis**

(Dtn 6,2-6 / Hebr 7,23-38 / Mk 12,28b-34)

Gottes- und Nächstenliebe gehören für uns ganz selbstverständlich zusammen. Doch zur Zeit Jesu war das anders, auch wenn die großen frühjüdischen Lehrer schon in vorchristlicher Zeit versuchten, alle Einzelgebote der Tora auf einen einzigen allgemeinen Grundsatz zurückzuführen. So sagte Rabbi Hillel um 20 vC.: "Was dir unliebsam ist, das tu auch du deinem Nächsten nicht. Das ist die ganze Tora, das andere ist ihre Auslegung." Und etwas später wird im Talmud erklärt: Alle wesentlichen Bestimmungen der Tora hängen an dem kleinen Satz im Buch der Sprichwörter: "Auf allen deinen Wegen erkenne ihn, so wird er deine Pfade ebnen" (Spr 3,6).

Das ist der Hintergrund des Evangeliums am 31. Sonntag im Jahreskreis B. Ein Schriftgelehrter will Jesus in eine Falle locken, indem er fragt, welches das "erste Gebot von allen" sei (Mk 12,26). Die Antwort Jesu wird uns in den vier Evangelien nicht genau gleich überliefert. Doch gerade die kleinen Unterschiede zwischen den Texten lassen uns erkennen, wie dieses typisch christliche "Hauptgebot" in der Urkirche immer tiefer verstanden wurde.

Morgen lesen wir bei Markus, wie Jesus zwar die Frage nach dem "ersten Gebot" so beantwortet: "Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben […]" (Dtn 6,5), dann aber noch – für die Hörer oder Leser seiner Zeit ganz überraschend – hinzufügt: "Als zweites kommt hinzu" (wörtlich: "Das zweite [ist] dieses"), und dann folgt: "Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" (Lev 19,18). Und zum Schluss fasst Jesus auf eine im Frühjudentum ungewöhnliche Art beides zusammen: "Kein anderes Gebot ist größer als diese beiden" (Mk 12,30f).

Mattäus übernimmt im wesentlichen den Text des Markus, fügt aber nach dem Verweis auf das "höchste Gebot" erklärend hinzu: "Dieses ist das größte und erste Gebot, ebenso wichtig ist das zweite" (Mt 22,38f).

Bei Markus und Mattäus ist also noch erkennbar, dass Jesus auf zwei unterschiedliche alttestamentliche Stellen verweist – bei Lukas klingt das Doppelgebot dagegen bereits, als könne ein Schriftgelehrter einen zusammenhängenden Text vorlesen. Dabei wissen wir nach den Funden vom Toten Meer noch besser als früher: Die einzelnen "Bücher" der heiligen Schriften waren nicht, wie heute, handlich gebunden zugänglich, sondern in einzelnen Lederrollen, so stand das Buch Jesaja auf einer ca. sieben Meter langen Lederrolle. Manchmal waren die fünf Bücher des Pentateuchs auf einer einzigen langen Rolle vereint, wie etwa auf der hier abgebildeten (ca. 200 Jahre alten) Lederrolle, die 38 Meter (!) lang ist.



Abb. 18: Das Hebräische wird von rechts nach links gelesen. Der Anfang der Bibel befindet sich also auf der rechten Rolle, das Ende des Pentateuchs auf der linken. Beschrieben ist jeweils die Haarseite der zusammengenähten ehemaligen Tierhäute. Die samtartige, nicht beschriebene Rückseite des Leders ist auf der rechten Rolle gut erkennbar.

Die beiden Gebote der Nächstenliebe und der Gottesliebe standen also entweder auf zwei verschiedenen Rollen, oder zwar auf derselben Tora-Rolle, dort aber viele Meter weit auseinander – und ein

einfaches Umblättern wie heute war da natürlich nicht möglich. Trotzdem fragt Jesus den Schriftgelehrten, was geschrieben steht, und fordert ihn auf: "Was liest du dort?" (Lk 10,26). Und dieser liest einen scheinbar zusammenhängenden Text vor, als wäre er ein einziges Gebot, das einfach mit einem "und" verbunden ist: "Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben, mit ganzem Herzen und ganzer Seele [...] und deinen Nächsten [...] wie dich selbst" (Lk 10,27). Schon rein praktisch betrachtet war es unmöglich als Einheit vorzulesen, was in den beiden verschiedenen alttestamentlichen Büchern stand. Doch Lukas zielt hin auf das wesentlich Neue: Da Gott zu unserem Nächsten geworden ist, können Gottes- und Nächstenliebe zu einer Einheit verschmelzen.

Noch tiefer erfasst Johannes die Größe dessen, was Jesus so unauffällig miteinander verbunden hat, als er die beiden alttestamentlichen Bibelstellen nebeneinander stellte. Beim Abschiedsmahl sagt Jesus: "Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben." (Joh 13,34). Hier wird deutlich, dass Gottes- und Nächstenliebe nun nicht mehr nacheinander genannt und miteinander verbunden werden, und dass durch diese Verbindung etwas "neues" entsteht – beide haben sich nun wirklich zu einem einzigen "neuen Gebot" vereint. Und dieses neue Gebot ist nur deswegen möglich, weil in Jesus Christus Gott selbst einer von uns geworden ist.

Wenn morgen der Text des Markusevangeliums vorgelesen wird, ist es auf Anhieb schwer zu erkennen, was es tatsächlich bedeutet, dass Jesus auf die Frage nach dem "ersten Gebot" noch ein "zweites" hinzufügte.

Deutlicher werden die Folgen dieses neuen Hauptgebots für unser Christusbild bei einem Blick auf andere Stellen im Neuen Testament. So hört Saulus, als er sich Damaskus nähert, um dort Anhänger Jesu gefangen zu nehmen, die Stimme des HERRN: "Saul, Saul, warum verfolgst du mich?" Und die Antwort auf seine Frage: "Wer bist du, HERR?" lautet: "Ich bin Jesus, den du verfolgst" (Apg 9,4f): Indem Saulus Christen verfolgt, verfolgt er zugleich auch den HERRN selbst. Und umgekehrt erklärt Jesus beim Weltgericht: "Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan" (Mt 25,40).

Wenn wir uns das bewusst machen und diese "Wirkungsgeschichte" mit berücksichtigen, erkennen wir im heutigen Abschnitt aus dem Markusevangelium besser, wie grundsätzlich neu das Gottesbild ist, das Jesus verkündet, indem er zwei Gebote in seiner Person vereint. In Christus und durch Christus können wir seither in unserem Mitmenschen, im verfolgten oder leidenden, und sogar noch im Feind, jenen vorher unsichtbaren Gott lieben, der für uns sichtbarer Mensch geworden ist.

#### **Zum 32. Sonntag im Jahreskreis**

(1 Kön 17,10-16 / Hebr 9,24-28 / Mk 12,38-44)

In zwei Wochen geht das Markusjahr, das Lesejahr B, zu Ende. An seinem Anfang riefen der Täufer und Jesus zur "Umkehr" auf (Mk 1,4.15). Das griechische Wort "metá-noia" bedeutet eigentlich "Umdenken". Im Idealfall hätten wir in diesem Jahr gelernt umzudenken. Dann würden die beiden gering geachteten Witwen, die uns in den Texten dieses 32. Sonntags im Jahreskreis begegnen, zu etwas Erstaunlichem: Indem sie ihr Leben verlieren, gewinnen sie es. Was hat es mit ihnen auf sich?

In beiden Fällen, handelt es sich um arme Witwen, die "unvernünftig" viel von ihrem Lebensunterhalt an andere abtreten: Die Witwe von Sarepta in der 1. Lesung (vgl. 1 Kön 17,12) und im Evangelium die Witwe am Opferstock des Tempels zu Jerusalem. Und beide Male steht auf ihrer Seite jener HERR, der von sich selbst gesagt hatte, er sei gekommen, um sein Leben für andere hinzugeben (vgl. Mk 10,45).

Auf die zweite Frau möchte ich heute näher eingehen und zeigen, dass wir uns von der Szene, die im Markusevangelium geschildert wird, ein sehr genaues Bild machen können, das uns hilft besser zu verstehen, worum es letztlich geht. Dort heißt es: "Als Jesus einmal im Tempel dem Opferkasten gegenüber saß [...] kam eine arme Witwe und warf zwei kleine Münzen hinein" (Mk 12,41f).

Das "einmal" versetzt uns in die Tage nach dem Einzug in Jerusalem und vor der Passion, also in die Tage, die wir Karwoche nennen. In diesen Tagen lehrt Jesus im riesigen Geviert des Tempelplatzes, doch heute ist er aus dem großen "Vorhof der Heiden" hineingegangen in den inneren Bereich, den nur noch Israeliten, Männer und Frauen, betreten durften. Am Durchgang in den Vorhof der Frauen, den ersten Teil des Innenbereich, waren die Opferkästen aufgestellt. Dort beobachtet Jesus die Menschen, die zum Gebet kommen und etwas spenden. Jesus beurteilt diese Menschen, er ist wohl die Hauptfigur im heutigen Evangelienabschnitt. Später kommen wir darauf zurück.

Auf den ersten Blick scheint allerdings die arme Witwe die wichtigste Gestalt zu sein. Sie wird uns vor Augen gestellt und gelobt; denn sie habe "ihren gesamten Lebensunterhalt" gegeben, als sie "zwei kleine Münzen" in den Opferkasten warf. Diese Übersetzung will unbekannte Fremdwörter vermeiden. Doch tatsächlich können wir ziemlich genau sagen, was sich hinter den "zwei kleinen Münzen"

verbirgt und wieviel sie wert sind. Denn im griechischen Original heißt es: "Sie warf zwei Leptón (leptá dýo) hinein, das ist ein Quadrans." Die Abbildung rechts zeigt die Bronzemünzen, die zur Zeit Jesu in Palästina im waren: Links Umlauf (groß) ein As, in der Mitte ein Quadrans und rechts die kleinste Münze, das Leptón. Es wiegt nur 0,9 Gramm und hat einen Durchmesser von 11 Millimetern. Sie ist



Abb. 19: Ein As (links), ein Quadrans (Mitte) und ein Leptón (rechts).

also leichter und kleiner als ein heutiger Hemdenknopf. Bei einer so kleinen Münze denken wir leicht an unseren Cent, der eine sehr kleine Kaufkraft hat. Andererseits wird uns nahegelegt, dass diese zwei kleinen Münzen dem Lebensunterhalt der Witwe entsprechen. So oder so denken wir heute, der Sinn ist: Den Reichen, die viel geben, wird eine arme Frau gegenübergestellt, die fast nichts zu geben hat. Soll uns wirklich ein christliches Vollkommenheitsideal gezeigt werden, bei dem gerade die Allerärmsten ihren letzten Sparpfennig einwerfen?

Das Bild ist ganz anders, wenn wir uns klar machen, dass es in der Antike kein Papiergeld gab. Daher waren alle daran interessiert, dass auch kleine, leichte Münzen eine (relativ) große Kaufkraft haben − doch um welche Summe geht es tatsächlich? Eine wenig Rechnen zeigt uns, dass die Kaufkraft eines Leptóns mindestens der eines Euros entspricht. Denn vom Denar wissen wir recht genau, wieviel er wert war, und von dort aus können wir leicht herunterrechnen: Mit den Weinbergarbeitern wird pro Tag als Bruttolohn ein Denar vereinbart (vgl. Mt 20,2), und sie sind damit sofort einverstanden; denn das war mehr als der Sold, den ein römischer Legionär pro Tag erhielt. Wir können deshalb davon ausgehen, dass die Kaufkraft eines Denars sicher größer war als die eines 100-Euro-Scheins des Jahres 2015; der Einfachheit halber rechne ich mit 128 € weiter. Ein Denar wiederum ist 16 As wert, ein As entspricht also 8 € und wird aus vier Quadranten gebildet, also ist ein Quadrans 2 € − und die beiden Lepta, die die Witwe nach Markus in den Opferkasten wirft, sind dem entsprechend je 1 € wert. Es hätte genügt nur eines einzuwerfen.

Wenn wir solche realistischen Zahlen zugrunde legen, bekommt die ganze Perikope einen anderen Sinn. Denn ein Leptón entspricht zwar nicht einer so geringen Summe wie ein Cent, sein Wert von etwa einem Euro ist aber andererseits auch nicht so groß, dass es sich tatsächlich um den ganzen Lebensunterhalt der Witwe handeln könnte. Es geht also an dieser Stelle nicht um sehr viel Geld oder ganz wenig Geld – sondern um geheuchelte und um ehrliche Frömmigkeit. Nicht auf das Viel oder

Wenig oder auf das, was den Menschen ins Auge fällt, kommt es an, sondern auf die innere Gesinnung. Jesus warnt die Menge, die ihm zuhört, vor der "Scheinheiligkeit" oder "Heuchelei" der Schriftgelehrten (Mk 12,41). Viel wichtiger ist ihm die Witwe, deren zwei Geldstücke sonst niemand beachtet hat: Hochherzig gibt sie, was sie bei sich hat, ihr ehrliches, gutes Herz drängt sie dazu. Jesus schaut ins Herz der Menschen. Und solche Herzenskenntnis wird in der heiligen Schrift oft als eine Fähigkeit Gottes aufgezeigt, die ihm im Unterschied zum Menschen eigen ist.

So kehren wir abschließend zu Jesus zurück, der beobachtend am Opferkasten sitzt.

Die letzten Abschnitte, die Markus vor der Passion zusammenstellt, die Streitreden im Tempel, haben nicht mehr die Aufgabe uns zu ermahnen. Jetzt geht es darum, uns das Wesen Jesu klar zu machen, z.B. wenn er nach der Tempelreinigung gefragt wird, mit welcher Vollmacht er das tue (Mk 11,27-33) oder wenn ihm die Frage gestellt wird, welches das Hauptgebot sei; darum ging es in der letzten Woche. Dort haben wir gesehen, dass in der Antwort Jesu die beiden alttestamentlichen Gebote der Gottes- und der Nächstenliebe in der Person Jesu zu einem einzigen "neuen Gebot" verschmelzen. Direkt im Anschluss folgt dann, als letzter Abschnitt, unser heutiges Evangelium. Danach verlässt Jesus den Tempel, und wenig später beginnt sein Leiden.

Im heutigen Evangelium, mit dem die Reden im Tempel ausklingen, geht es also um die Rangordnung in den Augen Gottes. Nicht der äußere Schein, sondern das unauffällige, wahre Sein gilt etwas im Königreich Gottes – oder bei Jesus. In den Psalmen heißt es immer wieder, der HERR kümmere sich "um Witwen und Waisen" (z.B. Ps 68,6; 146,9). Wenn Jesus seine Jünger im letzten Satz seiner öffentlichen Tätigkeit auf die innere Größe einer Witwe hinweist, betont der Evangelist Markus dadurch: Jesus Christus ist dieser HERR.

Im irdischen Menschen Jesus den HERRN zu sehen ist nicht leicht. Umso mehr gilt es, sich bewusst zu machen, dass wir in Texten wie dem heutigen Jesus als diesen HERRN erkennen können. Er war und ist das für uns sichtbare Bild des unsichtbaren Gottes; denn "Gott ist Geist" (Joh 4,24), und nur im Geist wird er erkannt (vgl. 1 Kor 2,11). Er blickt auf uns Menschen, deren Innerstes er kennt (vgl. Röm 8,26f). Und dabei achtet er nicht nur auf die beiden großherzigen Frauen der heutigen Lesungen, sondern ständig liegen unverhüllt vor ihm unsere oft so kleinen Herzen, die immer wieder versuchen sich in den Augen der Menschen groß zu machen. Doch ehrlich zu sein ist das Allerwichtigste vor diesem HERRN.

## Zum 33. Sonntag im Jahreskreis

(Dan 12,1-3 / Hebr 10,11-14.18 / Mk 13,24-32)

In einer Woche endet dieses Kirchenjahr, das Lesejahr B, in dem die Sonntagsevangelien (fast alle) aus dem Markus-Evangelium entnommen wurden. Am heutigen 33. Sonntag kommt der Evangelist Markus zum letzten Mal zu Wort. (Am kommenden letzten Sonntag des Kirchenjahrs wird das Christ-königsfest gefeiert mit einem Text aus dem Johannesevangelium.)

Den heutigen Markustext, einen Abschnitt aus der Endzeitrede Jesu, haben wir vor fast einem Jahr, am 1. Adventsonntag schon einmal gelesen. Auch damals begann die Lesung mit den Worten: "In jenen Tagen, nach der großen Not, wird sich die Sonne verfinstern …" (Mk13,24).

Im Advent, zu Beginn des Kirchenjahres, erwarteten wir das erste, das weihnachtliche Kommen des HERRN, und jetzt, an seinem Ende, schauen wir aus auf das zweite, endzeitliche Kommen des Menschensohns. Das Bild des Feigenbaums, das in diesem Abschnitt vorkommt, steht für beides.

Bereits zum 1. Advent hatte ich geschrieben: Der Feigenbaum gehört zu den wenigen Bäumen Palästinas, die jährlich alle Blätter abwerfen, doch er ist der letzte, der sie abwirft. Noch an einem Nikolaustag, also am 6. Dezember, habe ich auf den Golanhöhen einen Feigenbaum fotografiert, der seine derben, großen Blätter, aus denen Adam und Eva nach Gen 3,7 ihre Schürzen gemacht hatten, noch nicht abgeworfen hatte. Der Feigenbaum ist dann auch der letzte Baum, der neu zu grünen beginnt;



Abb. 20: Knospender Feigenzweig

das hier abgebildete Foto mit den anschwellenden Knospen (das auch auf dem Titelbild dieses Bandes zu sehen ist) entstand an einem 7. April.

Auf einen solchen Feigenbaum weist uns Jesus hin (Mk 13,28), als er mahnt, wir sollten wachsam sein; denn niemand kenne das Wann der Wiederkunft des Menschensohns. Dabei vergleicht Jesus, wie bereits am 1. Advent erwähnt, das "Ende" nicht etwa mit dem nahenden Winter, in dem die Bäume ihre Blätter verlieren, sondern mit den Knospen, die neues Leben ankünden und Hoffnung schenken.

Wir dagegen denken beim Thema Endzeit oft gleich an das "Weltende", das uns eher Angst macht – dabei kommt es in der ganzen Bibel nirgends vor. Zwar fällt im 13. Kapitel des Markusevangeliums über die Endzeit mehrmals das Wort "Ende" (Mk 13,7.13), doch da geht es immer um menschliche Not, um die "Welt" der Menschen. Im Neuen Testament wird die Menschheit oft als "die Welt", auf griechisch "kósmos" bezeichnet. Diese Welt kommt in "Drangsale", die aber ein Ende finden werden. Gott allein bleibt ewig derselbe. Am Schluss des Abschnitts heißt es: Selbst "Himmel und Erde werden vergehen" (Mk 13,31), nicht aber das Wort Gottes.

Im Alten Bund galt unsere Erde als etwas so Beständiges, dass Gott seine Zusage von Aussaat und Ernte an sie knüpft (vgl. Gen 8,22), und von Davids Thron sagt der HERR, auf ewig stehe er fest wie Sonne und Mond (vgl. Ps 89,37f). Das änderte sich im Frühjudentum –wie auch die morgige 1. Lesung aus dem Buch Daniel bezeugt. Im Neuen Testament ändert sich das vollends, das Irdische hört auf, Ewiges kommt und bleibt. An den Stellen, die vom Ende sprechen, wird auch eine vorausgehende Notzeit angekündigt, in der die "Welt" aber nicht vernichtet, sondern geläutert und erneuert wird. Anknüpfend an Jes 65,17 verheißt die Johannesoffenbarung einen neuen Himmel und eine neue Erde (Offb 21,1.5).

Bei genauerem Zusehen stellt sich allerdings heraus: Das Neue Testament spricht eher davon, dass die Geschichte des Menschengeschlechts nichts gemein hat mit der Unendlichkeit des Raums. Zwar heißt es in unserem Evangelienabschnitt: "Diese Generation wird nicht vergehen, bis das alles eintrifft" (Mk 13,30). Und im Johannesbrief werden wir daran erinnert: "Meine Kinder, es ist die letzte Stunde" (1 Joh 2,18). Doch auf der Grundlage heutiger naturwissenschaftlicher Erkenntnisse ist es wohl am sinnvollsten alles Rechnen zu unterlassen und beim Gedanken an das "Ende" unserer Menschenwelt die kosmische Welt der Astronomen beiseite zu lassen. Letztlich geht es ja um mein eigenes Ende, um das Ende jedes Menschen. Danach erwarten wir das große Ereignis des kommenden Allherrschers, seiner Parusie – die übrigens im Verborgenen, im tiefsten Innern schon begonnen hat. Dieses zuversichtliche Harren und Wachen auf den ganz persönlichen Neubeginn eines Lebens mit Christus ist für jeden von uns das wichtigste Ziel während des irdischen Lebens. Wenn wir das aus dem Auge verlieren, ist nach der Ansicht des Apostels Paulus unser Leben als Christen sinnlos (vgl. 1 Kor 15,14). Der Evangelist Markus gebraucht Bilder vom Feigenbaum genau in diesem Zusammenhang. Kurz vor unserem Abschnitt schilderte er einen anderen Feigenbaums, der verflucht wird und

abstirbt; denn er bringt keine Frucht (vgl. Mk 11,12-14. 20). Doch dann schenkt er uns im heutigen Evangelium das hoffnungsvolle Bild jenes Feigenbaums, der nach geduldigem Warten doch noch zu einem neuen Leben erwacht.

# Zum Christkönigsfest (34. Sonntag im Jahreskreis)

(Dan 7, 2a.13b-14 / Offb 1, 5b-8 / Joh 18, 33b-37)

In doppelter Hinsicht ist das Christkönigsfest auch unser persönliches Fest. Denn der "Gesalbte", der "Christós", hat uns herausgerufen (davon kommt das Wort "Ek-kläsia") nicht nur durch die Taufe, sondern auch durch die Salbung, das "chrîsma" seines Geistes (1 Joh 2,27); wir sind "Christen" als "Gesalbte" - wie Könige. Und in der 2. Lesung werden wir tatsächlich begrüßt als "Könige". Johannes schreibt den sieben Gemeinden "von Jesus Christus", der uns "geliebt und uns von unseren Sünden erlöst hat durch sein Blut und uns zu Königen gemacht hat" (Offb 1,5f). Ihn, "den König der Könige" (Offb 19,16) verehren wir an diesem Sonntag.

Im Zeitalter der Demokratien liegt die Vermutung nahe: Als das Christkönigsfest im Jahr 1925 – nach dem Untergang mehrerer großer europäischer Monarchien – eingeführt wurde, könnte Nostalgie eine Rolle gespielt haben. Andererseits ist das Wort Jesu im Evangelienabschnitt des Festtags – "Ja, ich bin ein König" (Joh 18,37) – sicher nicht nostalgisch. Was war sein Sinn, als es vor fast 2000 Jahren niedergeschrieben wurde?

Ein Gespräch mit meinem Neffen, der mich in Beuron besuchte, brachte uns beide einer Antwort näher. Wir kamen auf die Vitalität des Islam zu sprechen, und ich bedauerte, dass so viele Christen nicht mehr richtig stolz sind auf ihr einzigartiges Gottesbild und damit auf die Einzigartigkeit ihrer Weltanschauung. Mir scheint, so sagte ich, man betone heute vor allem: Juden, Muslime und Christen haben denselben Gott. Mein Besucher entgegnete: "Aber eigentlich ist es doch so, es ist doch derselbe."

Ich musste ihm Recht geben in dem Sinne, dass diese drei Religionen mono-theistisch, also "eingöttlich" sind. Bei allen dreien gilt, wovon schon der heidnische Philosoph Aristoteles überzeugt war: Es gibt nur eine Ursache für die Schöpfung. Alle drei sind überdies "Offenbarungsreligionen": Sie bekennen alle drei, dass der Schöpfer zu seinem Geschöpf Mensch gesprochen hat, und sie sind zudem dadurch miteinander verbunden, dass bei allen dreien Abraham eine große Rolle spielt, wenn auch in ganz verschiedener Weise.

Das vorausgesetzt, fragten wir weiter: Welches sind die bezeichnenden Aussagen über "Gott" in den drei Religionen?

Israel wurde belehrt sich täglich das Wort ins Gedächtnis zu rufen: "Höre Israel (hebräisch: *Sch'ma Israel*), der Herr unser Gott ist ein einziger Herr!"

Mohammed lehrte die Muslime: "Gott ist groß (arabisch: 'Allahu aqba), und Mohammed ist sein Prophet!"

Jesus jedoch lehrte nichts Neues über Gott, er war selbst die Neuigkeit. Die Christen sehen ihn als das lebendige Bild des bisher unsichtbaren Gottes. – Alles, was ich im Folgenden zu erklären versuche, steht und fällt mit Christus. Der Evangelist Johannes formuliert es am Ende seines Prologs so: "Niemand hat Gott je gesehen. Der Einziggeborene Gott, der [ewig] ist im Schoß des Vaters, der hat Kunde gebracht" (Joh 1,18). Das ist uns geläufiger unter dem Wort "Menschwerdung", denn genau darum geht es in diesem Vers; er sagt ja, der unsichtbare Gott habe sich uns mitgeteilt oder habe sich uns erklärt, indem er sichtbar wurde in seinem Einziggeborenen. Er hat sich also nicht nur mitgeteilt durch einen weiteren Propheten, der ja Geschöpf ist, sondern indem er sich selbst "entäußerte" (Phil 2,7): In Christus ist Gott selbst Mensch geworden. Der einziggeborene Sohn ist uns von einem Gott gegeben, der sich verschenkt, weil er die Liebe ist: "Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen Sohn gab" (Joh 3,16). Und in diesem Sohn erkennen wir dieselbe Liebe, da auch er sich schenkt, er verschenkt sich sterbend – das ist es, was spätere Theologen richtig definieren als: "eines Wesens mit dem Vater".

Das Gespräch mit meinem Neffen war damit ans Ziel gekommen; uns erschien es kaum noch zu bezweifeln, dass unter den drei monotheistischen Religionen das christliche Gottesbild eben durch Christus sehr verschieden ist von dem des Judentums oder des Islam.

Doch was hat das zu tun mit dem Jesus-Wortes: "Ja, ich bin ein König", von dem wir oben ausgegangen waren? – Gott ist als die Liebe, als das Gute schlechthin, eine Wirklichkeit, vor der wir staunend sprachlos sind. Das Neue Testament hat aber noch ein anderes Wort für das Gute. Vor allem im Johannesevangelium ist oft die Rede von der "Wahrheit", und damit ist kein abstraktes "Prinzip des Guten" gemeint, sondern das Gute insofern es zu tun ist. Jeder Mensch, der "die Wahrheit tut, kommt zum Licht" (Joh 3,21). Jesus ist das Licht, indem er diese "Wahrheit" verkörpert; denn er redet nicht nur über das Gute, er tut das Gute. Er lebt es so sehr vor, dass er sagen kann, er sei "der Weg und die Wahrheit und das Leben" (Joh 14,6). Es gibt keinen anderen Weg zum höchsten Gut, daher ist er die letztmögliche Norm und zugleich jenes göttliche Wort, das jeder Mensch, der gut handeln will, **in** sich hören kann. Davon sprechen die Schlussverse im morgigen Evangelium: "Ja, ich bin ein König. … Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme." Das sagt ein Gefangener, der gefesselt vor Pilatus steht, und gerade deshalb König ist, weil er selbstlos für andere leidet – als die Liebe, die als die Wahrheit das höchste Gesetz in seinem Königreich ist.

Wenn wir morgen in dieser Weise zu unserem König am Kreuz aufblicken, verliert das Fest seine nostalgische Anmutung, und wir können ihn neu als "anziehend" erleben – diesen König, der bis heute in leidenden Christen, den Gliedern seines Leibes, die Wahrheit tut, und dabei immer noch "alle an sich zieht" (vgl. Joh 12,32). In *seiner* Wahrheit ist die Königsherrschaft begründet, die kein Ende haben wird – wie uns in den beiden Lesungen Daniel und Johannes (vgl. Dan 7,14; Offb 1,8) bezeugen.

Wir Christen tragen nicht nur den Namen des "Gesalbten", des Königs Christus, sondern sind auch selbst als Gesalbte zu Königen geworden (vgl. Offb 1,6). So haben wir zwar keinen Grund uns selbst zu rühmen; jedoch können wir uns – wie Paulus schreibt –des Kreuzes unseres Herrn rühmen (vgl. Gal 6,14), und damit auch unserer einzigartigen Weltanschauung: Gott liebte unsere Welt so sehr, dass er seinen Sohn hingab, damit in ihr ewig die Wahrheit leuchtet.